

~~F
N^o 392
6.0.0.0~~

~~12-10-10
2
30/1~~

Verstreute Blätter

von


J. G. Herder.

Vierte Sammlung.

Gotha, 1792.

bey Carl Wilhelm Ettinger.





Nach einem langen Aufschube kann ich Ihnen endlich, m. Fr., eine vierte Sammlung zerstreuter Blätter senden, die sich Ihnen, wie sie sind, selbst empfehlen mögen.

Zuerst finden Sie abermals eine Blumenlese aus morgenländischen Dichtern. Der Titel wird Ihnen keine Ziererei scheinen, wenn ich bemerke, daß ein großer Theil dieser Lehrsprüche aus Sadi's Blumen Garten oder Rosenthal, und ähnlichen Sammlungen genommen ist. Warum sollten auch Griechenland und Rom allein ihre Anthologien haben? Sind nicht die

* 2

schön-

schönsten Blumen unsrer Gärten morgenländischer? ist unsre Rose nicht Persischer Abkunft?

Als eigentliche Kunstwerke verpflanzte ich indessen diese schönen Kinder der Phantasie und des Verstandes nicht. Sadi war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, dessen Einkleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen. Ich lade Sie also auch zu ihm als zu einem Lehrer der Sitten unter die Rose der schönsten Vertraulichkeit ein, der Vertraulichkeit nämlich, die man mit seinem eignen Herzen pfleget. Stücke von ihm sind zwar oft übersetzt; schon 1678. soll eine deutsche Uebersetzung aus dem Französischen erschienen seyn, die ich nicht kenne:

kenne: Olearius gab die seine 1697. und aus ihr sind manche Sentenzen Sadi's in die Sammlung deutscher Sinngedichte übergegangen. Da indessen diese Uebersetzung selten ist, und in Ansehung der Sprache manchen unlesbar seyn möchte: so konnte sie mich nicht hindern, daß ich aus Gentius Ausgabe nicht einige dieser Blumen nach meiner Art pfliegte. Gentius, dem wir die eben genannte prächtige Ausgabe des Sadi zu danken haben, war auch ein Deutscher.

Verzeihen Sie, wenn Sie in den Rhap-
sodischen Gedanken des zweiten Stück's
einigen Enthusiasmus für diese Lehrart fin-
den. Lust und Liebe zur Sache ist selten oh-
ne Begeisterung für dieselbe, die man dem
Lieb-

liebhaber billig auch verzeihet, ja gar von ihm fodert.

Die Unsterbliche des dritten Stück's möchte ich des Inhalts wegen empfehlen, weil ich den Glauben an diese Unsterblichkeit für wichtig halte. „Wir sind nicht, wie jene Kotte sagt, von ungefähr gebohren, und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen.“ Wird unsres Namens auch vergessen, so ist unser Leben doch nicht „wie eine Wolke zergangen und wie ein Nebel verzehret und wie ein Schatte dahingefahren.“ Es ist die Selbstheit eines Wohlüstlings oder eines Tyrannen; zu glauben, daß mit uns das Weltall untergehe; vielmehr erstrecket sich der Geist der Humanität in seinen Wirkun-

fun-

kungen schon auf unsrer Erde über das Grab hinaus, und erzeugt oft alsdann eben die süßesten Früchte. Selbst die ungeheure Begierde der Alten nach namentlicher Unsterblichkeit oder einer Fortdauer in Denkmalen halte ich nur für das Mißverständniß einer an sich wahren Pflicht und Lehre; man nahm nämlich, wie Kinder zu thun pflegen, das Symbol für die Sache, das darstellende Zeichen für die Kraft der Wirkung. Je mehr das Menschengeschlecht aus seiner Kindheit herauszugehen gezwungen wird, desto mehr darf es die Hülse wegwerfen, es muß aber am Kern haften. Freilich ist's nur eine menschliche Unsterblichkeit, von der ich hier rede. Qua licet, aeternus es, könnte man mit dem Apollo, der sei-

seinen Liebling in eine Blume verwandelte,
sagen; aber auch diese Unsterblichkeit ist der
Menschheit viel werth, ja die Grundlage ih-
rer ganzen Zusammenordnung.

— quotiescunque repellit
ver hiemem, Piscique Aries succedit
aquoso
tu toties oreris, viridique in cespite
vernas.

Aus dem Gebiet einer unsichtbaren Un-
sterblichkeit treten Sie zu Monumenten des
sichtbaren Verfalls menschlicher Dinge und
lesen ein paar Aufsätze über Denkmale der
Vorwelt. Gerne möchte ich nach den Ge-
sichtspunkten, die ich im ersten Stück ange-
geben, diese Ausichten über mehrere Völker

fort.

fortsetzen, weil bei jedem Volk sich eigne Resultate ergeben. Bei den Indiern sehen Sie z. B., daß und warum eine schöne Götterlehre nicht sogleich eine schöne Kunst gewähre? und im folgenden Stück wird es sich noch deutlicher zeigen, warum der Geschmack Ostasiens so sonderbar abweiche? Lassen Sie sich indeß durch diesen Mangel das nicht verleiden, was jene Völker wirklich Gutes haben; lesen Sie also auch meine Briefe über die Sakontala und die Sammlung von Gedanken einiger Bramanen ohne Vorurtheil für oder wider. Wo Ihnen in diesen der Geruch einer zu starken Würze vorkommt, da denken Sie, er ist von einer Indischen Pflanze.

X

Ueber das letzte Stück Tithon und Aurora mag ich nichts sagen. Es ist das Resultat vielfacher Lectur und Bemerkung, so daß, wenn ich jedem Satz seine historischen Beispiele hätte zufügen wollen, die Abhandlung gar leicht zu einem Buche gediehen wäre. Gnug, wenn Ihnen mein moralischer Blumengarten gefällt, wenn Sie in ihm hie und da Stärkung, Freude, Erholung finden.

Weimar,
den 7. April, 1792.

H e r d e r.

In:

00010

Inhalt.

I. Blumen, aus morgenländischen Dichtern gesammelt.	S. I
II. Spruch und Bild, insonderheit bey den Morgenländern. Einige rhapsodische Gedanken.	105
III. Ueber die menschliche Unsterblichkeit. Eine Vorlesung.	147
IV. Ueber Denkmale der Vorwelt. Erstes Stück.	185
V. Ueber Denkmale der Vorwelt. Zweites Stück.	221
VI. Ueber ein morgenländisches Drama. Einige Briefe.	263
VII. Gedanken einiger Bramanen.	313
VIII. Zithon und Aurora.	343

I.

B i u m e n

aus morgenländischen Dichtern
gesammelt.

2

II 0 III II I 23

method of the ...

...

...

Erstes Buch.

12 5 7 19



Lob der Gotttheit.

Lob sei dem Ewigen Gott! Ihm nahet, wer
ihm gehorchet;
wer ihm danket, genießt zwiefach des Ge-
benden Huld;
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben er-
weitert,
wie der Athem, den wir wieder verathmen,
erquickt.

*

*

*

Seinem Knechte, dem wärmenden Ostwind' hat
 er geboten,
 daß er des Hauses Flur köstlich belege zum
 Fest
 Mit smaragdnen Tapeten. Er hat der Wolke be-
 fohlen,
 daß sie mit Ammenbrust Kräuter und Pflanz-
 en erzieh',
 Dattgebohrene Kinder. Zum neuen Jahre des
 Frühlings *)
 bringt er den Bäumen ein Kleid, Zweigen
 den blumigen Hut.
 Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes
 in Zucker,
 hebet den Dattelfern sprießend zur Palme
 empor.

Wolz

*) Bei den Persern fängt das neue Jahr mit dem Früh-
 linge an. Die Gewohnheit der morgenländischen
 Könige, ihren Dienern und Lieblingen als Hausgenos-
 sen Geschenke und Kleider zu geben, ist bekannt.

Wolken und Wind und Himmel und Mond und
Sonne beeifern
sich zum Dienste für Dich; diene mit ihnen,
o Mensch.

* * *

Die an der Pforte des Heiligthums anbeten und
feiren,

sprechen: „wir ehren Dich nicht, Höchster,
wie Dir es gebührt.“

Die des Erhabenen Glanz in seiner Schöne be-
schreiben,

klagen, in Schrecken gehüllt: „Herr, wir er-
kennen Dich nicht.“

Frage mich nun Einer nach Seinem Lobe; was
soll ich,

ich Geistloser von Ihm sagen, der Zeichen-
los ist?

Liebende geben sich hin zum Opfer ihres Ge-
liebten,

und das Opfer verstummt —

* * *

Niedergebeuget das Haupt, saß einst ein Bew
 ehrer der Gottheit
 tief in den Ocean seiner Betrachtung gesenkt;
 Als er emporkam wieder vom tiefen Meer der Ges
 danken,
 fragt' ihn traulich ein Freund: bringest du
 uns ein Geschenk?
 Aus dem Garten, in dem du gewesen? „Ich
 war in dem Garten,
 sprach er, wo glänzend umher Rosen, die
 vollsten, blühen.
 Sehnen ich mich, mir Schoos und Bus
 sen zu füllen,
 meinen Freunden und Dir, Freund, zum
 erquickenden Guss.
 Aber betäubt und trunken vom Duft der himm
 lischen Blumen,
 ließ ich sinken das Kleid, sank mir die bres
 chende Hand.

Die du die Liebe singst, o Nachtigall, lerne die
 Liebe
 von der Mücke, die sich stumm in der Flamm
 me verzehrt.

* * *

Du, höher als jeder Gedank' und jegliche
 Meinung,
 höher als jedes Bild, jegliche Rede von
 Dir,
 Siehe, wir hörten und lasen, was je von den
 Vätern gesagt war,
 sprachen darüber lang'; aus ist nun unser
 Gespräch,
 Unser Leben am Ziel und unsre Beschreibung am
 Anfang.
 Draußen der Pforte zu Dir stehen und stau
 nen wir noch.

Der Betende.

Knechte dienen um Lohn; ein Käufer handelt
um Waare;

sei im Gebet vor Gott weder ein Käufer,
noch Knecht.

Lege das Haupt zum Boden und sprich: Erzeige
mir, Höchster,

was dem Erbarmen gebührt, nicht was der
Sünder verdient.

Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit Pflichten
entsaget,

steht im Finstern und hält immer den Spiegel
vor sich.

Das

Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund. Dem Silber glei-
chet die Rede,
aber zu rechter Zeit Schweigen ist lauter's
Gold.

Die Rede des Weisen.

Was nützt Ali's Schwert in seiner Scheide?
Was nützt Sadi's Zunge, wenn sie schweigt?
Was ist, o weiser Mann, die Zung' im Munde?
Ein Schlüssel ist sie zu des Kaufmanns Schatz.
Unaufgeschlossen kannst du nimmer wissen,
Ob edle oder schlechte Stein' er hegt.
Vor weisen Männern schweigen, ist oft Tugend;
Oft ist mit Reden sich hervorthun, Noth.

Das wahre Lob.

Wer der Sterblichen weiß, was das Herz des
Sterblichen einschließt?

Wer als der Schreiber versteht eine versieg-
gelte Schrift?

Schmähe mich also nicht mit falschem Lobe von
außen;

Lob, was ich selbst mir gab, dieses erfreuet
mich nur.

Staub und Edelgestein.

Edel bleibet der Edelgestein, und läg' er im
Staube;

läg' er gen Himmel empor, bleibet der
Staub, was er ist.

Das Aeussere und Innere.

Gab dem Zucker das äussere Rohr die liebliche
Süsse?

Oder war sie des Rohrs innerer verborgener
Saft?

Duftet der Balsam wohl, weil Dir ein Röcheln
es sagte?

Oder erquicket er Dich selber in eigener
Natur?

So der Weise. Der Plauderer gleicht der hals-
lenden Trommel,
draußen ein fremdes Fell, drinnen ein leer-
es Gefäß.

Die Asche.

Rühme dich nicht des Stammes, von dessen Natur
Du nicht mehr bist;
was von dem glänzenden Feuer stammet,
wird Asche genannt.

Vortheile der Schönheit.

Schönheit ist eine göttliche Kraft; sie raubet die
Seelen,

zieht das Gemüth an sich, daß es so willig
ihr dient.

Schönheit ist eine Salbe dem schwer verwundeten
Herzen,

schließet das Innere auf; nichts ist verschlossen
vor ihr.

Wohin ein Schöner tritt; er wird

mit Ehr
und Günst empfangen, hätten ihn auch
selbst

die eignen Eltern von sich weggebannt.

* * *
Eine Pfauenfeder lag zwischen Blättern des Ro-
rans,

Stolze, sprach ich, zu hoch ist diese Stelle
für dich!

„Nicht!“

„Nicht!“, antwortete sie. Wohin die schöne Ge-
stalt kommt,
ist sie an ihrem Platz; jeder vergönnet ihr
ihre.

* * *

Ein schöner, artiger, folgsamer Jungs-
ling,
war' auch sein Vater widrig und ver-
schmäh't;
Er ist wie eine Perle, die man gern
aus ihrer Muschel zieht, und köstlich
schätzt.

Gefährliche Schönheit.

Schönheit ist ein mißlich Geschenk. Sie ma-
chet den Liebling
eitel, und wenn sie entflieht, läßt sie ihn
traurig und leer.

Die

Die gute Gesellschaft.

Im Bade reichete mir einst
 in meine Hand des Knaben Hand
 ein Stückchen Erde voller Wohlgeruch.
 „Bist Du, sprach ich, Umbra? bist du Mustus?
 „Denn trunken entzündet sich an Dir mein Herz.“

Ich bin, antwortet sie, nur schlechte Erde;
 doch war ich einge Zeit der Rose nah,
 und ihre süße Kraft ging in mich über;
 Für mich bin ich nur Erde, was ich bin.

Lockmanns Weisheit.

Von den Thoren hab' ich, sprach Lockmann, Weis-
 heit gelernet;
 was mir an ihnen mißfiel, hab' ich mir
 nimmer erlaubt.

Gabe der Vernunft.

Wem das Gehör der Vernunft versagt ist, kann
 nicht zu ihr folgen? —
 Wen fortziehet das Glück, wird er nicht
 folgen dem Glück? —
 Dieblingen Gottes allein wird Nacht zum hellsten
 Tage;
 Armes, Armes Gewalt schafft die Helle sich
 selbst.

Der Weg zur Wissenschaft.

Sag' o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen
 gelangtest?

„Dadurch, daß ich mich nie andern zu fragen
 geschämt.“

Der Edelste.

Als Chatem: Tai, der Freigebige,
 gepriesen ward, er sei der Edelste
 der Menschen, über ihn sei keiner mehr!
 Sprach er: „Der bin ich nicht. Als Ich einmal
 vierzig Kameele meinen Gästen gab,
 fand auf dem Feld ich einen armen Mann,
 der Dorn und Disteln sammlete, dafür
 sich Mittagbrot zu kaufen. Unbekannt
 sprach ich ihn an: „Warum, Mühseliger,
 arbeitest du, und gehest lieber nicht
 zu Chatem: Tai's Haus, wo jeder jezt
 im Ueberflusse speiset?“, „Wer das Brot,
 antwortet er, sich selbst erwerben kann,
 hat Chatem: Tai's Haus nicht nöthig.“ Der,
 ihr Freunde, war ein Edlerer als ich.

Haus und Hof.

Kleider, die uns ein König verehrt, sind herrliche Kleider;

aber ein eigen Gewand, auch ein geringeres, ziemt.

Köstlich schmecken Gerichte bei Tafeln prächtiger Herren;

aber ein eigenes Mahl, sicher und fröhlich, ernährt.

Unwürdiger Gewinn.

Schmecket die Speise dir süß, die Du durch Betteln erkaufst hast?

Zieret das Kleid dich wohl, das dir die Schande gereicht?

Des Königs

Muschirvan, der Gerechte, speist einmal
auf seiner Jagd in freiem Felde. Salz
gebrach ihm. Holet, sprach er, Salz,
im nächsten Hause; doch bezahlt das Salz.
„Wie? sagten seine Diener, großer König,
bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?“
Aus solchen Kleinigkeiten, sprach Mus-
schirvan,

ist aller Druck entstanden, der die Welt
drückt.

und so beginnt

Alles Uebel der Welt ist aus dem Kleinsten
entprossen;

und klein war der Anfang stets jeder unedlen
That des bösen Gewalts.

Brach der König nur Einen Apfel vom Baume
des Armen;

hieben die Knechte sofort, nieder zur Wur-
zel, den Baum,

Eignete er fünf Eier sich zu; sie nahmen der
 Hennen

hundert. Der Thäter entwich; aber die
 Sitte verblieb.

Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit sei-
 nen Gestalten,

Schmerz und Freude verrauscht, Bitteres
 und Süßes entflieht;

Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker
 verübte,

Unsere Quaalen entfliehn; seine begleiten
 ihn fort.

Der Heuchler.

Sage dem Heuchler: es ist der Koran vom Him-
mel gekommen,
daß er die Menschen erzieh', nicht um be-
mahlet zu seyn
Mit des Apostels Bilde. Der Priester sonder
Erkenntniß
gleicht dem niedrigen Fuß, ohne des Ge-
henden Haupt.
Loblicher ist der Sünder, der reuig zum Boden
die Stirn neigt,
als der Andächtige, der stolz in die Wolken
sie hebt.

Der Fromme und der Weise.

Werde vom Frommen ein Weiser. Der From-
me rettet sich selbst nur;
aber der Weise hilft, wem und worinn er
es kann.

Das

Das Kleid des Geistlichen.

Wisse, mein Sohn, ein geistliches Kleid ist
das Kleid des Erbarmens
und der Geduld; ihm ziemt Zorn und Ge-
häßigkeit nicht.

Kannst du nicht Unrecht dulden, so lege das Prie-
stergewand ab;

oder du lügest ihm, und es wird Schande
für dich.

Würde das Weltmeer trübe von Einem geworfe-
nen Steine?

Trübet ein Steinwurf dich, bist du ein sum-
pfiger Pfuhl.

Der Tapfere.

Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Lö-
wen hervorlockt;

Der ist's, der auch im Zorn gütig die Worte
beherrscht.

Der Papagai und Rabe.

Ein Papagai und Rabe fanden sich
in Einem Vogelbauer eingesperrt.

Der Papagai erschrock vorm häßlichen
Gesellen, und sprach voller Unmuth so:

„Welch eine widrige Gestalt! Sein Blick,
und seine Art, wie sie abscheulich sind!
O Rabe, wäre zwischen mir und dir
ein Raum von Orient zu Occident.

Wer dich am Morgen erblickt, dem wird die
Schöne des Morgens
Nacht. Er beginnt mit dir einen unseligen
Tag.

Ein Unholder gehört nur mit Unholden zu-
sammen;
aber wo fändest Du irgend noch Einen, wie
Dich?

Und wie dem Papagei des Raben, war
dem Raben auch des Papagei Gesellschaft.
Er streicht die Klauen, klagt sein Schicksal
an,

und wünschet sich, in Würde zu spaziren,
mit Seinesgleichen auf der Gartenmau'r.

„Gütiger Himmel, was hab' ich verübt, daß
diesem Unedlen,
diesem Thoren du mich, Ihm zum Gesellen
erkohest?

Wäre sein Bild an der Mauer gemahlt; ich flöge
von dannen,
wär' er im Paradies, flög' ich zur Hölle
hinab.

Einem geistlichen Mann, dem Raben, o schänd:
liche Strafe,
die ihn mit Papagei'n, Schwärtern und
Buben gesellt!„

*

*

*

So fand sich einst ein ernster Dervisch im
 Gelag der Lustigen. Er saß betrübt
 bei ihren Schwänken, bis ein Freier sprach:

„Findest du dich beleidet von Uns? So beleidest
 du uns auch:

warum kommst du hieher? da wir nicht kom-
 men zu dir.

Hier bist du, wie ein dürres Holz im Garten der
 Anmuth,

wo eine Blume sich fröhlich der andern ver-
 mählt;

Bist ein widriger Wind für unsre Segel, der
 Schnee bringt,

bist ein unschmelzbar Eis mitten in schmelz-
 zender Luft.

Verschwendete Mühe.

Und regneten die Wolken Lebensbäche;
Nie wird der Weidenbaum dir Datteln
tragen.

Verschwende nicht die Zeit mit schlechten
Menschen;
Gemeines Rohr wird nie dir Zucker geben.

Kannst du ein gutes Schwert aus weichem Thone
dir schmieden?

Wendert, von Menschen-gehegt, je sich des
Wolfes Natur?

Ist's nicht Einerlei Regen, der hier auf salzigem
Boden

Distel und Dornen erzieht, Blumen den
Gärten verleiht?

Also verschwende du dir nicht Samen und köstliche
Wartung:

Böses den Guten, und Guts Bösen erzei-
gen, ist Eins.

Ver-

Vergangenheit und Zukunft.

Glücklich, wer das Vergangene sich vorsehet
zum Lehrbild,

Daß er der Zukunft nicht selber ein Warnen:
der sei.

Also scheuet der Vogel den Ort, wo Vögel berückt
sind;

Nimm Beispiele, damit du sie nicht anderen
giebst.

Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppig:
ge Aehren;

besto fröhlicher wächst ihnen die Traube
dereinst.

Zwei:

Zweites Buch.

2011 02 23 11 20 2

—————

Der Redner und Zuhörer.

Lade den Redner nicht, für dessen Rede das
Ohr dir

fehlet; der Lehrer giebt Lehre, nicht Herz
und Verstand.

Bring' ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld
der Begier mit;

daß er mit Blumen und Frucht fröhlich besäe
das Feld.

Unwissenheit.

Unwissenheit ist vor dem Tode Tod.

Lebendge Gräber sind Unwissende;

Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf.

Scherz

Blumen.

Scherz und Ernst.

Sage dem Klugen ein Wort; er wirds zur Lehr
und will sich nehmen;
selbst dein spielender Scherz wird ihm ein
warnender Ernst.
Nies dem Thoren dagegen auch tausend Kapitel
der Weisheit;
seinem unweisen Ohr dünken sie nichtiger
Scherz.

Wissenschaft für Andre.

Wer für Andre nur weiß, der trägt wie ein
Blinder die Fackel,
leuchtet voran, und geht selber in ewiges
Nacht.

Die Rüstung.

Weisheit und Wissenschaft sind Waffen gegen
das Laster;

Du, ein gewaffneter Mann, willst sein Gef-
fangener seyn?

Erst der Blinde, so zeigt mitleidig jeder den Weg
ihm;

Stürzt der Seher hinab, wird er von Allen
verlacht.

Wissen ohne That.

Ohne die That ist Wissen, wie ohne Honig die
Biene:

sage der Stolzen: „warum schwärmest du
müßig und stichst?“

Die Schlinge.

Eine Schlinge kenn' ich; sie fängt den schnellsten
Vogel:

Eine Fessel, sie zwingt auch den gewaltig-
sten Mann.

Lieb' ist diese Schlinge; das Haar der Geliebten,
die Fessel,

die uns Gedanken und Muth, Willen und
Tugend bestrickt.

Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegst, bewahre den Fuß
und den Flügel

vor dem Honig der Lust; oder du klebst
daran.

Unglückliche Krankheit.

Unglückseliger Kranker, der Honig und Zucker
verlangt,
wenn ihm die Aloe nur Rettung und Hülfe
verleiht!
Kann das Auge genesen, das hastend am Auge
des Andern
nach dem Pfeile verlangt, der es mit
Schmerze durchbohrt.

Das Schwere.

Leichter ist es der Seele, die schwersten Schmer-
zen zu dulden,
als dem Auge, sich selbst seinem Geliebten
entziehen.

Die Fahne und der Teppich.

Zu Bagdad im Pallaste redet' einst
 Die Kriegesfahne so den Teppich an:
 „Wir, Eines Herren Diener, Ich und Du,
 wie anders gar ist unser Dienst und Lohn!
 Ich, matt von Zügen, und mit Staub be-
 deckt,
 hin ohne Rast und Ruh, auf Reisen stets,
 und allenthalben der Gefahr voran.
 Du, fern von Wüsten, Staub, Gefahr und
 Müh,
 von Schlachten fern und von Belagerung,
 weilst hier am Hofe unter Jünglingen
 und Jungfrau, schöner als der schöne Mond,
 von Salben duftend, mir an Herrlichkeit
 und Ehre weit voran. Ich, in der Hand
 der Diener, jetzt der rauhen Winde Spiel,
 jetzt eingefesselt und dahin gestellt. — „

Der weiche Teppich sprach: dagegen hebst
du auch dein stolzes Haupt zu Sternen auf;
ich liege hier zu meines Herren Fuß
und bin als Sklave nur geehrt und reich.
Wer Ehrsuchtvoll sein Haupt erhebet, der
sucht in der Höhe selbst Gefahr und Sturm. „

Königes Dienst.

Nähme dich nicht des Dienstes, den du dem
König' erzeigest,
Gnade hält er es dir, daß er zum Dienst
dich gebraucht.

Könige und Weise

Weisere Männer bedürfen minder der Könige
Freundschaft,
als der König des Rathes weiserer Männer
bedarf.

Der taube König.

Stellest du taub dich, König? O zieh aus den
Ohren die Wölle;

Uebe Gerechtigkeit; oder dein Richter er-
scheint.

Alle des Adams Söhne sind Glieder unter ein-
ander;

leidet ein Einiges Glied, jedes empfindet
den Schmerz.

Bist du allein nicht, der ihn empfindet, so nenn',
o du Einziger,

dich nicht unsres Geschlechts, nenne nicht
König dich mehr.

Die

Die getretne Mücke.

Weißt du nicht, wie der Mücke dir unterm Fuß
 sie zu Muth sei?

Eben wie dir, wenn dich ein Elephante zertritt.

Das Kameel und das Kind.

Hundert der Meilen folgt das Kameel dem leitenden Kinde,

daß es den Hals auch nicht gegen den Zügel erhebt.

Aber führet der Weg das Gebürg' hinunter zum Abgrund,

reißet den Zügel es kühn, sich zu erretten, hinweg.

Löblich ist es den Menschen, dem leitenden Bau:
 me zu folgen;

Aber zum Abgrund' hinab, wehe den Folg:
 samen dann!

Der mächtige Baum.

Ueber den Himmel erhebt der Baum wohlthätig
 ger Milde
 seinen Gipfel, und weit breitet die Wurzel
 er aus.

Willst du von seinen Zweigen dereinst die Früchte
 genießen,
 haue den Stamm nicht um, rücke die Milde
 nicht auf.

Stolz und Güte.

Süß ist der Koloquintene Trank, den Güte dir
 darreicht;
 bitter der Zucker, den uns murrend der
 Stolz verehrt.

Frohe Milde.

Nicht leichtsinnig eröffne die Thür freigebiger
Milde;

aber geöffnet schloß nimmer mit Härte sie

zu.

Nicht zum salzigen Psuhl, es eilt der durstende
Pilger,

Bogel und Ameis eilt hin zum erquickenden
Quell.

Gottes Lieblinge.

Wie du des Königes Huld durch seinen Liebling
erlangest,

also des Ewigen Huld, wenn du die Men-
schen erfreust.

Schonung des Namens.

Der große Alexander ward gefragt,
wie er so groß're Kön'ge übermocht?

„Durch Gottes Schickung, sprach er;
aber nie

beleidigte ich Einen Ueberwundnen,
daß ich von seinem König' übel sprach.“

Groß zu achten ist nicht, wer große Namen ver-
kleinert;

Strafe, Befehl und Macht, Reichthum
und Hoheit vergeht.

Aber der Name bleibet! Und willst du, daß dei-
ner geehrt sei,

sei der Verstorbenen Ruhm dir auch im Na-
men geehrt.

Der

Der Schmeichler.

Gegenwärtig bei dir ist jeder Schmeichler dem
Lamm gleich,
der abwesend dich selbst gleich einem Wolfe
zerreißt.

Traue dem Manne nie, der fremde Gebrechen
dir aufdeckt;
wisse, daß eben so gern andern er Deine
verräth.

Der Verläumder des Freundes.

Nachtest du werth den Stein, der deinen Spie-
gel zertrümmert?

Und ein verläumdender Feind machet den
Freund dir verhaßt?

Feind

Feinde und Freunde.

Freund' und Feinde kommen von Gott; wie
 rinnende Bäche
 hat er in seiner Hand ihrer Gefinnungen
 Lauf.

Trifft dich ein böser Pfeil; den Pfeil schnellst freiz-
 lich der Bogen,
 aber bemerke die Hand, welche den Bogen
 regiert.

Vorwürfe.

Gottes Strafen entgehn kannst Du durch reuige
 Beßrung;
 aber der Menschen Schmach tilget auch Bes-
 serung nicht.

Dulde den Vorwurf still, und danke Gott für die
 Wohlthat,
 daß du dich besser fühlst, als dich ein Sterb-
 licher wähnt.

Gott

Gott und der Mensch.

Gott sieht Fehler, und decket sie zu; der menschliche Nachbar
sah sie nicht, und erzählt, was er nicht sah,
der Welt.
Wüßten die Menschen, o ewiger Gott, von Menschen,
was du weißt,
Niemand der Lästernden mehr hätte vor Lästernden Ruh.

Der gute Mann und der Sünder.

Gehet der gütige Mann dem Sünder vorüber;
er gehet
schonend vorüber, und deckt seine Gebrechen
nicht auf.
„Hab' ich gefehlet, warum willst Du auch, Heiliger,
fehlen?
daß du mich stolz und kalt, wie ein Ungütiger,
schmähest.“

Die

Die Lüge.

Im Unmuth hieß ein König Augenblicks
den Sklaven tödten, der ihm mißgefiel.
Beraubt aller Hoffnung, stieß verzweifelt
der Arme Lästung aus. So greifet Der,
der nicht entfliehen kann, selbst ins scharfe
Schwert.

„Was spricht er?“, fragt der König. „Herr, er
spricht:

(antwortet ein verständiger Mann am Thron.)
Das Paradies ist Derer, die den Zorn
bezähmen, und dem Sterblichen verzeihn!

„So sei ihm dann verziehen!“, sprach der Fürst.

„Nicht also!“, fiel ein Höfling ein. „Wo:
nächst
muß man die Wahrheit sagen. Herr! er schalt!“

„Und

„Und hätt' er auch gescholten! Sprach der König.
Die Lüge dieses guten Mannes war
mir nützlicher, als deine Wahrheit. Sie
besänftigte mein Herz; du bringst es auf.“

Des Menschenfreundes Lüge in der Noth
Ist edler, als des Menschenhassers Wahrheit.

Der langsame Pfeil.

Drücke den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nime
mer zurückkehrt:
Glück zu rauben, ist leicht; wiederzugeben,
so schwer?

Wirkung des Zornes.

Mäßige deinen Zorn; es fallen die Funken des
Zornes

Erst auf dich; auf den Feind, wenn sie ja
treffen, zulezt.

Gewalt und Güte.

Weiche Seide zerschneidet das scharf: einhauens
de Schwert nicht;

Stärker als alle Gewalt ist ein nachgebender
Geist.

Güte bezwang die Welt. Mit sanften freundli-
chen Worten

magst du den Elephant leiten am Einzigen
Haar.

Die

Die Beleidigung.

Schmettre den Stein nicht gegen die Mauer;
er prallet zurück dir;
oder es reißt sich ein Fels los von der Mauer
auf Dich.

Der Beleidigte.

Wenn du beleidiget hast, und hättest Du ihm,
zur Versöhnung,
tausend Gutes erzeugt, traue dem Manne
nie ganz.
Bogst du den Pfeil aus der Wunde, so bleibt doch
lange der Schmerz nach;
und im tiefen Gemüth wohnet am tiefften
ein Groll,

Der Murrische.

Mensch von böser Natur, du bist in feindlichen
 Händen;
 Wo du auch seyst, du entgehst deinem Gef-
 fängnisse nicht,
 Nicht den Klauen, die fest dich halten. Und
 stiegst du gen Himmel,
 nimmst du den quälenden Geist, nimmst
 du die Hölle mit dir.

Der aufsteigende Seufzer.

Nicht vom Walde der brennt, steigt so zum
 Himmel der Rauch auf,
 wie des gepreßten Manns Seufzer gen Him-
 mel sich hebt.

Die Bestimmung.

Thränen und Seufzer löschen nicht aus die Last
 der Fessel des Schicksals;
 Bitten und Schmeicheln ändern kein Punkt:
 Sehen auf ihr.
 Kummerte sich der Engel, der über die Winde ge-
 setzt ist,
 ob sein brausender Hauch irgend ein Licht
 durch die Felsen verweh?

Das Ross und der Esel.

Hurtiger Reuter, gedenke doch auch des leidenden
 Lastthiers,
 das, mit Dornen bedeckt, ächzend im Pfuh-
 le verdirbt.

Zufriedenheit.

Wilst du die Gabe wünschen; du kannst nichts
 höheres finden,
 als der Zufriedenheit unüberwindliche
 Macht.

Hahe der Reiche Gold; die Geduld des Armen.
 Das ist mehr werth,
 als sein goldener Schatz, welchen die Sorge
 bewacht.

Theile Biram *) den Armen das größte Bild
 zum Geschenk aus;
 wieget der Halm doch mehr, welchen die
 Ameise bringt.

Ein großer Jäger, Priester,
 ein König, ein Fürst,
 ein Mann mit Macht, ein Mann mit Ruhm,
 ein Mann mit Ehre, ein Mann mit Namen.

D r i t t e s B u c h .

00113

Morgengesang der Nachtigall.

Weist du, was die Nachtigall singt? An jeglichem Morgen

singt sie: „wer bist du, Mensch, daß dich die Liebe nicht weckt?

Siehe, das Lüftchen weht, es säuseln die Blätter der Bäume;

Jegliche Blume fühlt neu sich gestärket und jung.

Jegliches Blatt der Rose wird Zunge, den Schöpfer zu preisen,

—Zunge wird jegliches Laub; und du verstummest, o Mensch? „

Der nächste Freund.

Näher als ich mir selbst, ist mir die Güte des
Schöpfers;

Wie dann, daß ich von ihm öfter mich fühle
so fern?

Kann ich den Freund, der in Armen mich hält,
abwesend beweinen?

Kann ich mich Dem entziehen, der mir mich
selber geschenkt?

Gottes - und der Könige Furcht.

Fürchteten Gott wir so, wie wir die Könige
fürchten,

Engel wären wir dann, machten zum Him-
mel die Welt.

Die

Die heitere Stirn.

Suchst du Hülfe des Freundes, so suche mit
heiterm Gesicht sie;
leichter gedeihet ein Wort unter der frölichen
Stirn.

Mußt du des Herzens Kummer auf Erden Einem
vertrauen,
gehe zum heitern, er ist auch der barmherzige
Mann.

Der Verstosene.

Allenthalben irret umher, wen Gott von der
Thür stößt;
Wem er sie öfnet, den nimmt jeder mit Gü-
tigkeit auf.

Die eigene Weise.

Jedlichem dünkt sein Witz und seine Weise die
 beste,
 wie sein eigenes Kind Jedem am schönsten
 gefällt.

Wäre Verstand und Geist von unsrer Erde ver-
 schwunden;
 glaubete Jedlicher doch: „Meinen behielt
 ich zurück.“

Bernunft und Sprache.

Neden erhöht der Menschen Geschlecht hoch
 über die Thiere;
 Sprichst du ohne Vernunft, stehet das Thier
 dir voran.

Kunst

Kunst und Glück.

Nicht durch Streben allein erlangt man Ehren
und Reichthum;

Mehr als alle Gewalt fördert ein günstiges
Glück.

Hingen hundert der Künste dir auch an jeglichem
Haupthaar;

alle hangen umsonst, kränzet das Schicksal
sie nicht.

Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht, und nicht anwen:
det die Weisheit,

gleichet dem Manne, der pflügt, aber zu
säen vergißt.

Der

Der Lechzende.

Dem Lechzenden, der in den Wüsten
irrt,

was hilft ihm Edelstein und Perle? Nur
Ein Tropfe Wassers, ihn erquickend;
war'

ihm mehr als alle Perlen Orients.

„Wollte der Himmel mir, noch eh ich sterbe,
nur Eine

Bitte gewähren: (so sprach ächzend ein
Durstiger einst.)

„Einen rinnenden Strom, der bis an die Kniee
mir reichte,

daß ich mit Freuden in ihm füllte den trocke-
nen Schlauch.“

Er sahe nicht den Strom; und als man
ihn,

verschlachtet in der Wüste liegen fand,

lag



Der Handelsmann.

Ein Kaufmann, der zweihundert lastbare
Kameel' und Knechte, Diener ohne Zahl,
und zahllos Gut besaß, nahm einst mich in
sein Haus und sprach die ganze Nacht hindurch:

„Hier hab' ich einen Kaufbrief auf so viel
Besitz; hier eine Handschrift auf so viel
an Geld, mit guter Bürgschaft. Dieser ist
mein Handelsfreund in der Türkei; ich denke
nach Alexandrien anjetzt zu gehn.
Die Lust ist da gesund; nur fürcht' ich mich
vorn Meer bei Magrib. Immer aber muß,
eh ich zur Ruhe mich begeben kann,
ich doch noch Eine Reise thun.“

sprach ich.

„Wohin?“

„Ich

„Ich

„Ich führe Parthischen
Schwefel zum Indus: denn da gilt er
viel.

Sinesische Geschirre bring' ich dann
zurück nach Griechenland; und Seiden-

zeug

von da nach Indien. Aus Indien

Stahl nach Aleppo; aus Aleppo Spiegel

nach Yemen in Arabien; von da

Ramlot nach Persien und andres mehr. — —

Dann geb' ich meinen schweren Handel auf

und setze mich in Ruh. Nun, Sadi, sage

auch du mir, was du Guts gehöret hast.

„Ich hörte, sprach ich, auf dem Felde

Gur,

als einer Karawane Führer vom

Kameele fiel und todt am Boden lag.

Jemanden sagen: „eines Menschen Auge,

die enge Höle, füllt nur Zweierlei:

Genügsamkeit, und wo nicht die, das

Grab.“

Das

Das Unerfättliche.

Weißt du was nie zu ersättigen ist? Das Auge
der Habsucht;
Alle Güter der Welt füllen die Hölle nicht
aus.

Falscher und wahrer Werth.

Ein verständig: nützlicher Mann ist die güldene
Münze;
wo sie erscheint, kennt Jeder der Köstlichen
Werth.

Stand und Geburt dagegen, sie sind geprägtes
Leder;
über der Grenze hinaus gelten sie das, was
sie sind.

Der

Der Reiche und Arme.

Siehe den stolzen Reichen, den überguldeten
Erdfloß;

Siehe das gute Gold, schmäählich mit Staus
be bedeckt.

Und doch wundre dich nicht. Einst stand in dürfs-
tigen Kleidern

Moses; es prangte vor ihm Pharaos's gold-
dener Bart. *)

Das Gold.

Leichter gewinnest du Gold tief aus dem Schoosse
der Erde,

als vom Reichen; er läßt eher die Seele
von sich.

*) Die Morgenländer erzählen viel von diesem prächtie-
gen mit Gold und Edelsteinen durchflochtenen Kö-
nigsbarte, der jedermann Entsetzen eingeößt haben
soll.

M ä ß i g k e i t.

Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung:
wäre der Reiche.

billig; die Erde sah keinen Bedrängeten
mehr.

O Mäßigkeit, Du, ohne die kein Reich:

thun
auf Erden ist, o mache Du mich reich.

Der Winkel der Geduld war Lockmanns
Winkel;

denk' nie wird Weisheit ohne durch Geduld.

W ü n s c h e.

Hätte die Ake Flögel, kein Sperling wär' in
der Luft mehr.

Hätte, was Jeder wünscht, Jeder; wer
hätte noch Was?

Lied

Lied eines Wanderers

Tragt ein Kamel mich nicht; so trag' ich auch
 nicht wie ein Lastthier;
 Glück'lich bin ich; ich bin weder ein König,
 noch Knecht.
 Weiß vom Kummer der Noth, weiß nichts von
 Sorge des Reichthums,
 athme den Athem frei, lebe mein Leben mir
 selbst.

Die Dornen am Wege.

Viel sind Dornen am Lebenswege; doch keine
 der Dornen
 riß von Deiner Hand. Eines Mitwanderers
 Herz.

Der König und der Bettler.

„Dann ist am wohlsten mir, so sprach ein präse-
sender König,
wann mich auf Erden nichts, Gutes und
Böses nicht kränkt.“
Mächtiger, sprach ein Bettler, der nackt lag uns-
ter dem Fenster,
Ist dies Königes Glück, bin ich so glücklich
wie du.

Joseph.

Als der Hunger Aegypten drückte, speisete Joe-
seph
wenig, und wußte stets, wie es dem Hung-
rigen sei.

Gebrauch der Güter.

Aloëholz, das der Kasten verschließt, ist jeglichem Holz gleich;

auf die Kohle gelegt, athmet es süßen Geruch.

Reicher, gebrauche das Gut, das zum Gebrauche dir Gott gab;

Wer nicht säet, dem wächst nimmer ein frölicher Halm.

Die lieblichste Traube.

Willst du wissen, o Mann, wem deine süßeste Traube

wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

Das offne Auge des Todten.

Ein König sah im Traum einst seiner
 alten
 Vorfahren Einen, der vor hundert Jahren
 regieret hatte. Asche war sein Leib;
 doch seine Augen, offen in dem Sarge,
 sie blickten hell umher. — Er fragt die
 Weisen,
 was das bedeute? Und ein Frommer
 sprach:

„Mit offnen Augen siehet er sein Reich
 in fremden Händen, ohne Rast und Ruh.

O wie viele, wie hochberühmte decket die Erde;
 Und sie verließen auf ihr keine wohlthätige
 Spur!

Aber Muschirwan lebt, noch unvergessen im
 Tode,
 Er, der gerechte Fürst, Er, der gutthätige
 Mann.

Folge

Folge Muschirwan Du, und gewinne das Leben
zum Wohlthun,
ehe die Stimme ruft: „nun ist auch Dieser
nicht mehr.“

Umschrift der Krone des Königes Kosru.

Was sind viele Jahre? was ist das längste
Leben?

Sterbliche gehen stets über Gestorbenen hin.
Diese Krone, sie trugen vor uns so viele Mo:
narchen,

Auf wie viele nach uns gehet sie künftig
hinab!

Die Nutzlose Misgunst.

Niedrige Seelen wünschen dem Glücklichen
 Jammer und Unglück,
 schauen die Sonne mit Gram, die dem Zufriedenen lacht.
 Doch wenn Eulen und Fledermäus am Mittag'
 erblinden
 und verwünschen das Licht; dunkelt die Sonne
 ne darum?

Feindes Rath.

Frage den Feind um Rath; doch nicht um dem
 Rathe zu folgen:
 Zeigt er zur Linken dir, gehe zur Rechten
 den Weg.

Der

Der Lehrer und Schüler.

Lehre den Schüler, o Freund, nicht jede der
 Künste, die du kannst;
 Eine behalte dir vor, würde der Schüler
 dein Feind.
 Mancher lernte die Kunst des Vogens; sie zu be-
 weisen
 nahm er den Lehrer zuerst, nahm ihn vor
 allen zum Ziel.

Verstand und Gemüth.

Mannes Verstand zeigt oft auch Eine flüchtige
 Stunde;
 Mannes Gemüth bewährt oft mit den Jahr-
 ren sich erst.

Der Zufall.

Ein seltnes Glück macht keine Regel. Einst
 gefiel dem Perserkönig seinen Ring,
 den schönsten Edelstein, auf einer Kugel
 zum Preise Dem zu sehen, der ihn traf.
 Es schossen alle Kunsterfahrenste;
 und keiner traf den Ring. Ein Knabe traf
 ihn,
 der unerfahren und von ungefahr
 vom Dache schoß. — Das Glück gab ihm den
 Preis.

Schnell warf er Pfeil und Bogen hin ins
 Feu'r;
 „Daß,“ sprach er, ungekränkt mein Ruhm mir
 bleibe,
 soll dieser erste Schuß mein letzter seyn.“

Lang.

Langsames Glück.

Langsam : kommendes Glück pflegt auch am
 längsten zu weilen;
 Schnelle Vortreflichkeit stehet am ehesten
 still.
 Vögel, entschlüpfend dem Ei, sind was sie sol-
 len von Anfang;
 Langsam wächst der Mensch, aber zum
 Herrscher der Welt.

Freundschaft der Könige.

Traue des Königes Huld, wie der hellen Stim-
 me des Knaben:
 Jene zerstöret ein Wahn, diese verändert
 ein Traum.

Anfang des Nebels.

Das junge Bäumchen, eh es Wurzel
schlägt,
Entnimmst du seinem Ort mit leichtem
Hand;
Gewurzelt wird es kaum ein stark Gespann
Mühsam entreißen seinem festen Plaz.
Diese Quelle bedeckt ein Krug; doch laß sie ein
Strom seyn,
Watet der Elephant selber mit Mühe durch
sie.

Das Flüchtige.

Geld in des Armen Hand, und Geduld in des
Liebenden Seele,
Und das Wasser im Sieb' eilet und fliehet
davon.

Alte Bekanntschaft.

In einem Blumenkrüge hatt' ein Kraut
den Rosenbusch umschlungen. „Wie dann?

sprach ich,

Kommst du hieher? „O laß mich, sprach das
Kraut,


Ich bin der Rose Miterzogene
vom Garten her; und alte Freundschaft pflegt
nach Treue man zu schätzen, nicht nach Werth. „

Bier:

Viertes Buch.

1911-1912

—



Der Trauerbote.

Sei kein Trauerbote. Die liebliche Nachtigall singet
fröhlichen Frühling, und läßt Eulen den
Leichengesang.

Der Gesang der Nachtigall.

Höre, die Nachtigall singt: der Frühling ist
wieder gekommen!
Wiedergekommen der Frühling, und deckt in
jedlichem Garten
Wohlluststübe, bestreut mit den silbernen Blüthen
der Mandel.
Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht, der blü-
hende Frühling.

Gärten und Auen schmücken sich neu zum Feste
 der Freude;
 Blumige Lauben wölben sich hold zur Hütte der
 Freundschaft.

Wer weiß, ob er noch lebt, so lange die Laube
 nur blühet?

Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht der blü-
 hende Frühling.

Glänzend im Schimmer Nordens erscheint die
 bräutliche Rose;

Tulpen blühen um sie, wie Dienerinnen der
 Fürstin:

Auf der Lilie Haupt wird Thau zum himmlischen
 Glanze;

Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht der blü-
 hende Frühling.

Wie die Wange der Schönen, so blühen Lilien
 und Rosen;
 Farbige Tropfen hängen daran wie Edelge-
 steine.
 Täusche dich nicht; auch hoffe von keiner ewige-
 Reize.
 Setz sei fröhlich und froh; er entflieht der blü-
 hende Frühling.

Tulpen und Rosen und Anemonen, es hat sie
 der Sonne
 Strahl mit Liebe gerührt, Blutroth mit Liebe ge-
 färbet;
 Du, wie ein weiser Mann, genieße mit Freun-
 den den Tag heut,
 Und sei fröhlich und froh; er entflieht, der blü-
 hende Frühling.

Denke der traurigen Zeit, da alle Blumen er-
frankten,

Da der Rose das welkende Haupt zum Busen
hinabsank;

Jetzt beblümt sich der Fels; es grünen Hügel und
Berge.

Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht, der blü-
hende Frühling.

Nieder vom Himmel thauen am Morgen glän-
zende Perlen;

Balsam athmet die Luft; der niedersinkende Thau
wird,

Oh er die Rose berührt, zum duftigen Wasser der
Rose.

Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht, der blü-
hende Frühling.

Herbst

Herbstwind war, ein Tyrann, in den Garten
der Freude gekommen;
Aber der König der Welt ist wieder erschienen;
und herrschet,
Und sein Mundschenk beut den erquickenden Be-
cher der Lust uns.
Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht der blü-
hende Frühling.

Hier im reizenden Thal, hier unter blühenden
Schönen
Sang, eine Nachtigall, ich der Rose. Rose der
Freude,
Bist du verblühet einst, so verstummt die Stim-
me des Dichters.
Drum sei fröhlich und froh; er entflieht, der blü-
hende Frühling.

Anmuth des Gesanges.

Süßer Gesang, er hält die rollenden Wellen
im Lauf auf:

fesselt der Vögel Flug, zähmet der Thiere
Gewalt.

Süßer Gesang, er fängt das Gemüth der Men-
schen. Sie haben
gerne den Mann um sich, der ihre Sinnen
erquickt.

Verlohren lauscht das Ohr dem süßen
Ton:

„Wer ist es, der zwei Saiten ihm ente-
lockt?“

Er labet, wie der Wein beim Abend-
roth,

und Ohr und Seele schlürfen saust ihn
ein.

Rehe

Mehr als die Schönheit selbst bezaubert die liebe-
liche Stimme;
Jene zieret den Leib; sie ist der Seele
Gewalt.

Macht des Gesanges.

Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des
Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde
Kameel.
Tulpen entschließen sich, es entknospt die Rose
dem Dornbusch,
wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme
vernimmt.
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde
Kameele,
wäre des Menschen Gemüth, das der Ge-
sang nicht rührt.

Die Liebe.

Sei begrüßet, o Liebe, die uns so lieblich entz
zündet,
Alle Verlangen uns stillt, alle Gebrechen
uns heilt,
Unser Plato und unser Galen. Der Sterblichen
Zuflucht
und Erquickung, ihr Arzt, selber auch ihr
neue Arznei.
Himmel erblicket um sich das Auge, das Liebe
belebte,
Hüpfen sieht es umher Hügel und Berge
für Lust.
Könnt' ich berühren anjehet die Lippe meiner Gel
liebten,
Hör' ich, ein Saitenspiel, hellen und fröh
lichen Klang.
Aber entfernt von ihr, und hätt' ich tausend der
Stimmen,
Jede schweiget in mir; Zung' und Gedanke
verstummt.

Ist die Rose verblüht, ist ihre Schöne vor-
über,
Hörst du der Nachtigall lockende Stimme
nicht mehr.

Die laute Klage.

Turteltaube, du klagest so laut und raubest dem
Armen

seinen einzigen Trost, süßen vergessenden
Schlaf.

Turteltaub', ich jammre wie du, und berge den
Jammer

ins verwundete Herz, in die verschlossene
Brust.

Ach die hartvertheilende Liebe! Sie gab dir die
laute

Jammerklage zum Trost, mir den verstum-
menden Gram.

Die Blume des Paradieses.

Bringst du den lieblichen Hauch von meiner Geliebten, o Zephyr?

Mir ein süßes Geschenk; sage, wer gab es dir? Sprich!

Hüte dich, Räuber, entwend' ihr nichts. Was hast du mit ihrem aufgelöseten Haar, was mit der Locke dein Spiel?

Schöne Rose, was bist du zu ihr? Du blühst in Dornen,

Sie ist der Freuden Kelch, ferne von Dornen und Weh.

Duftende Knospe, was bist du zu ihrer Lippe? Du welkst morgen; es blüht ihr Kuß ewig in rosigem Thau.

O Narcisse, was bist du zu ihrem trunkenen Auge? Du verschmachtet, und sie blicket den Himmel umher.

O Cypresse, was bist du zu ihrem geschlankigen
Buchse?

Strebet in Edens Hain zarter ein Bäum-
chen empor?

O Verstand und o Liebe, was wähltet ihr, könn-
tet ihr wählen?

einzig wähltet ihr sie, einzig und ewig nur
sie.

Die Perle.

Hin ist unsre Mosami, die edle Perle. Der
Himmel

schuf sie aus reinestem Thau, schuf sie zur
Perle der Welt.

Stille glänzete sie, doch unerkannt von den Men-
schen;

Darum leget sie Gott sanft in die Muschel
zurück.

Die

Die Labende.

Als ich in meiner Jugend einmal, (noch woh-
 net das Bild mir
 in der Seele,) von Durst und von der Hitze
 gedrückt,

Lehzend im Schatten saß, und meine Leiden er-
 wägte;

Da ging eine Gestalt, gegen mir über,
 hervor,

Wie in der dunkeln Nacht die Morgenröthe. Sie
 reichte

freundlich dem Lehzenden süßen, erquickenden
 Trank.

War er mit Rosen gemischt, wie? oder trof von
 den Wangen

Ihr die Rose, die mir jede Erinnerung
 nahm

Meiner vergangenen Leiden? O, sprach ich,
 seliges Auge,

das solch eine Gestalt jeglichen Morgen er-
 blickt.

Wärst

Wärst du von Weine berauscht, du wirst nach
Stunden erwachen;
Trunken von diesem Trank schlummerst du
ewigen Schlaf.

Der Abschied.

Bitter und süß ist der Abschiedkuß an der Lippe
des Freundes,
Süß mit der Gegenwart, bitter mit Tren-
nung gemischt.
Also röthet der Apfel sich hier am Strale der
Sonne;
weggewendet von ihr, blaszet und trauret er
dort.
Mitten im letzten Ruße den Athem sanft zu ver-
hauchen,
wäre der Liebenden Wunsch, wäre der Schei-
denden Trost.

Das

Das Unerfessliche.

In nichts Geliebtes mußt du dein Ge-
 müth
 also verpfänden, daß dich sein Verlust
 untröstbar machte.

Innig liebt' ich einst
 in jungen Jahren einen schönen Freund.
 Sein Antlitz war mir wie das Hei-
 ligthum,
 zu dem man im Gebet sich wendet.
 Süß
 war sein Gespräch; und seine Freunds-
 chaft schien
 mir meines Lebens köstlichster Gewinn.

Unter den Engeln vielleicht, nicht unter den Men-
 schen ist Einer,
 Einer an Treue wie Er, Einer an Sitten
 wie Er!

Er

Er starb. Da lag ich Tag' und Näch-
te lang

Auf seinem Grabe, seufzete und
sprach:

„An dem Tage, da Dir des Schicksals Dorn in
die Ferse

stach, o wäre mir auch niedergeschmettert
mein Haupt!

Daß mein Auge die Welt, die meinen Geliebten
entbehret,

Nicht mehr sähe, daß ich unter der Erde mit
Dir

läge, wie jeho weinend auf deinem Grabe mein
Haupt liegt.

O des unglücklichen Manns! denk' ich der
seligen Zeit,

Da, auf Rosen gebettet, mir kam der Schlum-
mer; die Rosen

sind verblühet; sein Grab ist mir mit Dor-
nen bedeckt.“

Nun

Nun schloß ich zu mein Herz, und hielt
 es Untreu,
 nach Ihm mir einen Freund zu wäh-
 len: denn
 wer unter allen Menschen wär' ihm
 gleich.

*

*

*

Freilich winket das hohe Meer mit reichem Ge-
 winn dir;

aber die Welle des Sturms droht mit dem
 Tode dir auch.

Mit der Rose zu leben, ist süß; doch stachelige
 Dornen

stehen umher, und Sie welket im schönsten
 Genuß.

Gestern ging ich einher wie ein Pfau im Garten
 der Freundschaft;

heute wind' ich mich ein, wie ein gekrümm-
 meter Wurm.

Der

Der gesellige Schmerz.

Turteltauben im Haine zu Traß, girrende Tauben,
 wen betrauret ihr? wen rufet dies sehnende
 Ach?

Uns sind auch die Herzen verwundet, und unsere
 Augen
 weinen; es nahm uns Gott unsre Gelieb-
 ten dahin.

Täubchen, klaget mit uns; wir wollen mit euch
 auch klagen;

Süß ist's, werden im Schmerz Einer dem
 anderen Trost.

Das Grab.

„Geh zum Grabe der Freundin, so sprachen
 meine Gespielen,

„Weine daran, vielleicht findest am Grabe
 du Trost.“

Laßt mich, sprach ich zu ihnen, o ihr unselige Tröster,
 Hier nur in meiner Brust hat sie ihr einziges
 Grab.

Das Leben der Menschen.

Süß ist das Leben, doch ach, das Leben währet
nicht ewig;

Wenige Tage, so ist's wie ein Gedanke
dahin.

Immer wanket die bittere Fichte des menschlichen
Hieseyns;

glaub' es, und immer trägt Blüthe der Ju-
gend sie nicht.

Schön ist die Rose, sie duftet mit zart: entknos-
petem Kelche

lieblich; jedoch du weißt, daß sie in kurzem
verblüht.

Also auch Du, im zärtlichen Schooße der Mutter
Erzogner,

Traue der Mutter Natur sanften Verzärte-
lung nicht.

Geh nicht sicher dahin, wie das Lamm mit han-
gendem Haupte

Sorglos weidet; es sind Heere der Wölfe
dir nah.

Braucht

Braucht es, des Weisen Ohr zu betäuben mit
langer Erinnerung?

Wer dann kennet sie nicht, Wechsel und Flus-
then der Welt?

Athme der Frühlingswind; wo irgend auf Erden
er wehe,

treibet der Herbstwind ihn stürmend und
schleunig hinweg.

Hättest du alle Reiche der Welt, mit alle den
Reichen

kauftest nimmer du dir Einen zu lebendem
Tag.

Also heste das Herz, Freund Pilger, nicht an
die Herberg';

bauet der Reisende sich mitten im Reisen
ein Haus?

Haschest du nach Begierden hienieden; o glaube,
Geliebter,

nieden ist nicht der Ort, der die Begierde
vergnügt.

Wer Gott liebet, der achtet die Welt nicht über
Verdienst hoch;
denn er weiß es, sie giebt keinen gesicherten
Tritt.

Thue du, was dir gebührt. Vor Allem zähme
die Zunge;
glaub' es, auf Erden giebt's keinen verderb-
lichen Feind.

Pflege der Wissenschaft; kein Pfad ist sicherer dem
Menschen,
als den lange der Fuß weiserer Menschen
betrat.

Hebe die Hände zum Thron, den Alle betend
umringen,
Nichts ist dem reinen Gemüth süßer, als
beten zu Gott.

Weide den Schmerz, je Einen der Freunde ge-
fränket zu haben,
Aber vor allen den Freund, welchem kein
Anderer gleicht.

Sadi, du hast die Welt mit dem Schwert der
Rede gewonnen,

Danke; du thatst es nur zu des Unendli-
chen Ruhm.

Deiner Gesänge Ruf hat alle Länder er-
füllet,

Schnell wie der Tygris strömt, mächtig und
stürzend wie Er.

Aber nicht Jeder, o Freund, erobert im Sturm,
was er wünschte;

Glück und Gedeihen, es wird selten in Kämp-
fen erlangt.

Das ist die Kunst, die man nicht lehren kann,

das ist die Kunst, die man nicht lehren kann,

das ist die Kunst, die man nicht lehren kann,

das ist die Kunst, die man nicht lehren kann,

das ist die Kunst,

das ist die Kunst,

das ist die Kunst,

Trost des Lebens.

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu sehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Lust
für Gram.

Wie oft begann ein giftger Wind, und schnell
darauf

Erfüllte der lieblichste Geruch die Luft.

Oft drohte dir ein schwarz Gewölk; und ward
verweht,

Eh es den Sturm ausschüttete aus dunkeln
Schoos.

Wie mancher Rauch, der sich erhob, war Feuer
nicht!

Sei also stets, im Unfall auch, voll guten
Muths.

Die Zeit bringt Wunder an den Tag; unzählbar
sind

die Güter, die du hoffen kannst, vom großen
Gott.

Dank

Dank des Sterbenden.

Unter des Tygers Zahn hört' ich den Leidenden
beten:

„Dank dir, Höchster, im Schmerz sterb' ich,
doch nicht in der Schuld.“

Müh' und Belohnung.

Wiltst du den Honig kosten, und Bienenstiche
nicht ausstehn?

Wünschst Kränze des Siegs, ohne Gefah-
ren der Schlacht?

Wird der Taucher die Perle vom Meeresgrunde
gewinnen,

wenn er, den Krokodill scheuend, am Ufer
verzieht?

Also wage! Was Gott dir beschied, wird nie-
mand dir rauben;

Doch er beschied es Dir, Dir dem beherzes-
ten Mann.

Reichthum und Tugend.

Warum wird vor der Rechten die Linke mit
Ringen gezieret?

Weil sich die Rechte mit Kraft und der Bez
hendigkeit ziert.

Der die Schicksale theilte, der sonderte Tugend
und Reichthum.

Wem er das Eine verlieh, wollt' er nicht
Alles verleihn.

Die Cypresse und der Palmbaum.

Schau die hohe Cypresse; sie trägt nicht goldene
Früchte,

Aber sie stehet dafür immer in fröhlichem
Grün.

Kannst du, so sei ein nährender Palmbaum;

kannst du es nicht seyn,

sei ein Cypressenbaum, ruhig, erhaben und
frei.

II.

Spruch und Bild,

insonderheit

bei den

Morgenländern.

Einige rhapsodische Gedanken.

11

11111 111 11111

11111

11111

11111

11111

11111

Gewöhnlich hält man nichts von geringerem Werth, als Sprüche; wie bald, denkt man, ist ein Spruch gesagt! wie bald eine sogenannte Weisheitslehre vorgetragen! Man verlegt sie also in die Kindheit des menschlichen Geschlechts; man läßt sie höchstens als ersten Unterricht, als eine Verstandes- und Sprachübung gelten.

Vieles hievon ist wahr; und die Zeit ist allerdings längst vorüber, in der man durch räthselhafte oder scharfsinnige Sprüche, den Ruhm eines Salomo, oder des achten Weisen Griechenlandes erlangen könnte. Indessen hatte auch in den ältesten Zeiten die Sache eine andre Beschaffenheit, und es lassen sich Gründe anführen, warum

warum insonderheit die Morgenländer so viel auf diese Spruchweisheit hielten.

Ein Spruch nämlich setzt Weisheit, Weisheit setzt Erfahrung voraus; und ich wüßte kaum, was das menschliche Leben dem Verstande für eine bessere Ausbeute liefern könnte, als eben diese aus Erfahrung gebildete, in eine anziehende Form gekleidete Weisheit. Wenn diese nun ein Spruch heißt: so sind Sprüche gleichsam das ganze Resultat des beobachtenden menschlichen Verstandes; nur man muß Verstand haben, ihren Verstand zu fassen, und Gefühl haben, die Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen.

Glaube doch niemand, daß an jedem Gegenstande Jeder dasselbe sehe und wahrnehme; sonst würde es keine verschiedene Meinungen in der Welt geben. Glaube niemand, daß jede verwinkelte Aufgabe im menschlichen Leben Jeder auf gleiche Weise sich auflöse oder vielleicht nur irgend aufzulösen, die Besonnenheit und geläufige Übung habe; denn wäre dies, so würde es keine

Blöds

Blödsinnige, keine Sklaven der Gewohnheit, keine Gedankenlose Nachsprecher geben. Je mehr man die Menschen in ihrer Gedanken- und Handlungsweise verfolgt, desto mehr wird man inne, wie wenige unter ihnen selbst denken, und wie schwer es auch diesen Wenigen werde, immer zu denken. Man rechnet so gern mit Ziffern; man bringt so gern den Traum einer Wahrnehmung unter die Formel einer allgemeinen Lehre, einer entweder von uns oder von andern gemachten Beobachtung, wodurch denn mit der leichtesten Mühe der rohen Materie gleichsam Gestalt und Form wird. Die hellsehenden Geister, die solche Gestalten der Beobachtung erschufen und auch der Sprache in glücklichen Formen einprägten; sie waren, in welcher Zeit und unter welchem Volk sie lebten, die Lockmanns, Sadi, Aesops, oder wenn man will, die Salomonen und Solons ihrer und der folgenden Zeiten. Sie hatten Perlen aus dem Grunde des Meers geholt; sie hatten aus einer rohen Masse geläuterte Goldmünzen geprägt, deren innerer Werth

von

von Verständigen anerkannt, deren Summe nachher als ein Resultat des Verstandes der Nation, als ein Schatz ihrer Sprache geschätzt ward; ihre Sprüche blieben.

Und warum hätten sie nicht also geschätzt werden sollen? Besitzt unser Verstand eine edlere Gasbe, als diese Formenschöpfung? Ist es nicht ein Trug, wenn wir glauben, daß in einer Erfahrung jener allgemeine Satz, diese sittliche oder politische Lehre schon liege? Sie liegen darin, aber nur nach der Materie; die Form muß ihnen der menschliche Geist erst geben; da man dann eben so sicher sagen kann, daß der menschliche Geist sie in die Begebenheit hinein: als daß er sie herausdenke. Wie selten sind nun, (nochmals gesagt,) diese eigenthümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen! Man folgt so gern andrer Rath, sieht, auch wenn man mit eignen Augen zu sehen glaubt, so oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache. Für Viele ist es also das Höchste, anzuwenden, was sie gelernt haben; und das höchste Verdienst um

um sie bestehet darinn, daß man sie nur das Wahre, das Richtige lernen lasse, und sie dies wahr und richtig anwenden lehre.

Immer also sind mir die Erfinder feiner Sprüche, die Formenschöpfer richtiger und feiner Resultate, in jeder Art der Beobachtung und Erfahrung als die wahren Gesetzgeber und Autonomen des menschlichen Geschlechts vorgekommen, die, indem sie selbst dachten und trefflich sprachen, zugleich für andre dachten, und ihrem Gesetz also zu denken, als einem schweigenden Imperativ durch die Form ihres Ausdrucks gleichsam Caution gaben. Unter den Morgenländern findet sich eine Menge dieses geprägten Goldes verständiger Beobachtung und Erfahrung; woraus dann auch, wie aus so vielem andern erhellet, wie alt die Cultur unsres Geschlechts in Orient sei! Ich denke noch der Zeiten mit Anmuth, in denen ich als Kind den Hiob, den Prediger Salomo, oder als Knabe den Aesop, griechische und lateinische Gnomologen, und nachher in oder aus mehreren Sprachen scharfsinnige

nige Gedanken, schöne Einkleidungen einer anziehenden Wahrheit, kurz Beobachtungen, Sinnsprüche, Lehren in einer feingewählten Form des Vortrages las. Es schien mir, daß man nicht aus, sondern mit ihnen denken lernen solle, und ich bemerkte mit Freuden, daß unter allen Nationen mehrere der würdigsten Männer dieselbe Liebhabelei gehabt, und Apophthegmen, Sprüche, Maximen theils aus andern gesammelt, oder übersetzt, theils ihre Gedanken selbst in dergleichen Form zu bringen gesucht haben. Ein Verzeichniß derselben zu geben, ist dieses Orts nicht; mir genüget es anjehet, da ich blos meine vorstehende Sammlung der Sprüche Sadi's, und andrer morgenländischen Dichter zu rechtfertigen habe, Einiges anzuführen, das den Ursprung derselben, ihren Werth oder Unwerth, sodann auch ihren Gebrauch näher erläutert.

* * *

mit andern verglichen, kindliche Naivetät, Religiosität, Einfalt. 1)

Die Poesie der Syrer übergehen wir ganz; sie waren Versmacher, aber keine Dichter. 2)

Desto merkwürdiger ist die Poesie der Araber worden, die Eine der Hauptrollen in der Welt gespielt hat, ob sie gleich an Schönheit der Formen im Ganzen jeder Dichtart, an die Poesie der Griechen schwerlich reicht. Aus eigenthümlicher Wurzel entsprossen, ist sie der reine Abdruck des Volkes, das sie erfand, seiner Sprache, Lebensart, Religion, und Empfindungsweise. Fast ein Jahrtausend hin hat sie, und zwar eine Zeitlang unter den glücklichsten Umständen, geblühet; ja

Ich bin hierüber kurz, theils weil die vorstehende Sammlung nicht aus Ebräern genommen ist, theils weil ich von der Gnomologie dieses Volks an einem andern Ort zu reden habe.

2) Eichhorn's Vorrede zu seiner Ausgabe von Jones' commentar. poeseos Aeth. Lips. 1777. Ingleichen die Syrer, ein Fragment in Meusels Geschichtsforscher. B. 5. C. 117.

ja ihre Wurzeln sind noch nicht ausgestorben, sondern der Sprache nach noch jetzt über zwei große Welttheile lebendig verbreitet. 3) In einem so großen Zeitraum, so weit umher verbreitet, und mit stolzer Hochachtung von den Arabern verehret, konnte und mußte sie allerdings eine so künstliche Gestalt gewinnen, daß gegen sie die Poesie der Hebräer wie ein Kind dastehet. Das Volk der Wüste, nachher Ueberwinder und Besitzer der Welt, ward auch in seinen Bildern stolz, reich und heftig; ihre Beschreibungen sind Prachtvoll und glänzend; ihre Sentenzen gedrängt, künstlich, und, dem Islamismus zu Folge, andächtig und erhaben. 4) Oft ward Ein Scharfsinn auf den andern gepfropft, und aus einer feinen

H 2

eine

3) Citata siehe in Dahlers Handbuch der Literaturgeschichte an den gehörigen Orten. Es wäre schön, wenn Eichhorn eine charakteristische Geschichte dieser Poesie, sofern sie in Europa bekannt ist und in seinem Gesichtskreise gäbe.

4) Die Sammlung dieses Theils hat nur wenig Arabische Stücke; S. 88. 89. 91. 97.

eine feinere Wendung dergestalt sublimiret, daß für uns Europäer eben der Geist ihrer weisen Sprüche und Reden, auf den sie es am künstlichsten anlegten, gewöhnlich zuerst verräuchet. Da überdem nun diese Nation im Ganzen immerhin in einer Art Barbarei blieb, in welche sie, seit dem Türken und andre Völker ihre Eroberungen in Besitz nahmen, noch tiefer hinab sank: so wird selbst in ihrer Poesie ein sonderbarer Contrast von Rohheit und Feinheit merktbar. Hohe Beschreibungen, edle Empfindungen wechseln mit harten Gesinnungen, insonderheit des Stolzes und der Rache, dergestalt ab, daß man oft nicht weiß, ob man einen Räuber oder einen Helden, einen Stolzen oder einen Wahnsinnigen reden höre. Welch ein weites Feld der Verschiedenheiten in dieser Dichtkunst giebt auch ein Erdstrich von Samarkand bis nach Marokko, ein Zeitraum lange vor Mohammed bis auf unsre Zeiten, ein Abstand von dem feinsten Hofdichter zur Zeit so vieler Chalifen und Fürsten, die der Poesie huldigten, bis zu einem Beduin der Wüste, der auch

seine

seine weisen Sprüche im Munde führet. Ueber eine Menge solcher Verschiedenheiten ist ein allgemeines Urtheil sehr mißlich.

Die Poesie der Perser endlich, eine Tochter der Arabischen, ist die jüngste und feinste. Als Persien von den Arabern unter den Khalifen Omar und Osman erobert ward, gewann ihre Poesie unter diesem Volk, das von einer leichtern Natur war und Artigkeit, Musik, Wohlleben liebte, bald eine neue Blüthe; insonderheit ward Schiraz in der Zeitfolge der Geburtsort mehrerer ihrer berühmtesten Dichter. Scheikh Moslaedadin Sadi, dem die meisten Blumen unsrer Sammlung zugehören, war unter diesen; daher es nicht unangenehm seyn wird, auch nur Etwas von seinem wenig bekannten Leben zu hören. Im Jahr 1193. geboren, traf er gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge von Einer, der Türkenanfalle von der andern Seite. Den Kreuzziehern gerieth er sogar zum Sklaven in die Hände, und mußte an den Festungswerken in Tripoli arbeiten. Ein Kaufmann von Haleb (Aleppo)

kaufte ihn für zehn Goldgülden los, gab ihm darüber noch hundert mehr, als Brautschatz für seine Tochter, die er mit ihm vermählte. Wir wollen hören, was der liebliche Dichter selbst davon saget:

Aus meines Freundes zu Damaskus
Armen

ging Unmuthvoll ich in die Wüstenei
Jerusalems, und lebte da mit Thieren;
bis ich den Franken in die Hände fiel.

Sie schleppten mich nach Tripolis,
wo ich
mit Juden ihren Wall aufführen mußte.
So steckt' ich lang' im Roth, bis aus
Aleppo

ein Mächtiger, einst mein Bekannter, mich
anredete: „wohin, o Musladin,
„bist du gerathen? Lebst du hier?“

Ich sprach:

Als

Als ich die Menschen floh und auf den heiligen
Bergen

Gott nur suchte, gerieth unter Unmenschen
ich hier.

Leichter, des Freundes Fessel ertragen, als außer
dem Garten

Freiheit suchen, die uns ärgere Bande ge-
währt.

Mitleidig sah er meine Sklaverei,
und kaufte mich mit zehn Dukaten los,
und führte nach Aleppo mich, und gab
mit seiner einz'gen Tochter mir noch hundert
Dukaten.. Ob nun Sadi glücklich war?

Die Tochter war herrschsüchtig, har-
ten Sinns,

von frecher Zunge, meinem Rathe stets
zuwider; also daß die Ehe mir
all' meines Lebens Süßigkeit verdarb.

Suchst du die Höl' hier unter dem Himmel: so
suche die Wohnung

Eines friedlichen Manns, dem sich ein Dä-
mon gefellt.



„Bist du nicht, sprach sie, jener Sklave,
den

mein Vater sich mit zehn Dukaten kaufte? „

Ja, sprach ich, ja! Mit zehnen kauft' er
mich;

mit hundert hat er mich an dich verkauft.

Als der Jäger ein Lamm von Wolfes Schlunde
befreite,

und am Abend es sich selber zum Bissen
erfor,

Sprach das Lamm: „o ich dacht' es nicht, daß
du, mein Erreter,

der mich vom Wolfe befreit, selber mir wä-
rest ein Wolf.“



Sonst wissen wir wenig von Sadi's Lebens-
umständen. Er führte das Leben eines Derwisch,
und brachte es größtentheils auf Reisen zu. Er
gedenkt an seine Flucht aus Schiras vor den räus-
berischen Türken, an seine Wallfahrten nach
Mekka, an eine Reise nach Kaschgar in In-
dien,

dien, wo er einen schönen Jüngling fand, der, als er den Namen Sadi hörte, ihn nicht vor sich lassen wollte. Sadi antwortete ihm mit einer Geschichte und beehrte seinen Abschiedsfuß mit einem sehr zarten Spruch auf den Abschiedsfuß der Freundschaft. 5) In seinem wandernden, freien Zustande lernte er, wie sein Rosen- und Fruchtgarten davon gnugsame Proben giebt, die Sitten aller menschlichen Stände und Lebensalter seiner Gegenden, in Persien, Syrien, Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, wie sein erstes Buch zeigt, in dessen herzlichen Zueignung an Abul Bekr, König in Persien oder in Damaskus, er sich sehr demüthig entschuldigt, warum er so selten an seinem Hofe erscheine. Kurz, Sadi scheint die Blüthe der moralischen Poesie für seine Sprache, in der er außerordentlich rein und lieblich geschrieben haben soll, gebrochen zu haben, wie denn seine Poesie für eine Rose derselben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt; er trägt also mit Recht, Trotz der Unfälle seines Lebens,

§ 5

den

den Zunanten des Glücklichen: denn dies bedeutet Sadi. Sein erstes Buch schrieb er im fünf und achtzigsten Jahr seines Lebens, da gewiß seine Erfahrung reif geworden war, und soll über hundert Jahre gelebt haben. Seine Landsleute nennen Ferdusi ihren ersten heroischen, Enweri, ihren ersten Elegischen, Sadi ihren ersten lyrischen Dichter; und obgleich Haphyz, von dessen Gazellen oder Liebes:Oden wir zu einer anderen Zeit Proben geben werden, 6) hundert Jahre nach ihm in lyrischen Gedichten den höchsten Ruhm erhalten: so ist doch des Sadi Ruhm und Werth in seiner Gattung dabei ungekränkt geblieben. Unweit Schiras liegt er begraben, 7) und er wird als ein Heiliger mit Recht verehrt.

6) Das Stück S. 90. ist von Haphyz.

7) Es wird nicht unangenehm seyn, die Beschreibung dieses Grabes aus einer der neuesten Reisen über Persien hier zu lesen: Eine englische Meile östlich vom Garten Dil Guschaje (Erweiterung des Herzens) ist das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuße eines Berges, der Schiras gegen Nordost begrenzt.

verehret. Auch in seinem Buch von der Liebe und Jugend, bei dessen Beschluß er selbst sagt, daß wenn Leila und Mehnun wieder aufstehen sollten, sie aus diesem die Kunst zu lieben lernen könnten, überschreitet er die Grenzen der Ehrbarkeit nie; und fast jedes Wort, jede artige Wendung seines Vortrages ist, nach dem beliebten Ausdruck der Morgenländer, eine Perle.

Schö:

gränzt und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebauet, sechs Fuß lang und drittehalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen in den alten Nesthi-Buchstaben eingegraben, die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünf hundert und fünfzig Jahren, und seine Werke stehen wegen ihrer Moralität und wegen der darinn enthaltenen vortreflichen Lehren, bei allen Orientalischen Nationen in großer Achtung. Ueber dem Grabe ist ein Deckel, von schwarzem, mit Gold gemahltem Holz, woran eine von den Oden des Dichters in den modernen Nuskah-Buchstaben steht:

und

Schöne Gesinnungen gleichen den Perlen und
 Edelsteinen;
 Lose dahingestreut, glänzen sie köstlich und
 schön.
 Aber verband sie die Kunst; so werden in Königs
 Krone
 oder im Armband sie Männern und Frauen
 zum Schmuck.

*

*

*

2.

und wenn man dieses Brett wegnimmt, so sieht man
 den leeren steinernen Sarg, worinn er begraben
 ward. Diesen bestreuen Sadis Verehrer, die hier
 her kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen
 und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe
 liegt zu jedermanns Ansicht eine sehr schöne Abschrift
 von Sadis Werken, und an den Mauern sind ver-
 schiedene Persische Verse von denen Personen ange-
 schrieben, die von Zeit zu Zeit hier gewesen sind.
 Nahe bei diesem Gebäude sieht man Gräber verschiede-
 ner frommen Leute, die hier auf ihr eigenes Ver-
 langen beerdigt worden sind. (Siehe William Frank-
 lin's Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach
 Persien. Seite 48.)

2.

Ob also gleich über die Poesie der Morgenländer mit mancher Unterscheidung gesprochen werden muß: so hat und behält sie doch allerdings ihren allgemeinen Hauptcharakter, der aus der Sprache dieser Völker, aus ihrer gemeinschaftlichen oder verwandten Religion, Regierungsform, Lebensweise, zum Theil auch aus ihrer Geschichte und Abkunft sehr wohl zu erklären steht. Da wir uns hier blos an ihrem Spruchreihen, parabolischen Ausdruck zu halten haben: so dünkt uns ein einziges Wort zureichend, den Charakter desselben in seinem Ursprunge und in seiner Natur zu bezeichnen. 8) Im vielartigen Gebrauch dieses Worts, das prägen, ein Bild ausdrücken, vergleichen, d. i., ein Gleichniß oder Bild durch das Gewicht eines Spruches ausdrücken, nachmals herrschen, d. i., sein Wort ausdrücken, mit seinem

Bea

8) *ἔμψυχο*.

Befehl bezeichnen heißt, liegt die ganze Genesiß, Kraft und Anwendung dessen, was ein Spruch, eine parabolische Rede seyn soll.

„Poesie, sagt ein Autor, den der Geist des Alterthums, insonderheit des Morgenlandes, vor vielen andern belebte, 9) „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Deklamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinns oder Erstaunens saßen sie; und thaten ihren Mund auf zu geflügelten Sprüchen.“

„Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit.“

„Leidenschaft allein giebt Abstraktionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; „Bil-

9) Kreuzzüge des Philologen. C. 163. f.

„Wildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge,
 „Allenthalben in der menschlichen Gesellschaft zeigt
 „sich die Wirkung der Leidenschaften, wie alles,
 „was noch so entfernt ist, ein Gemüth im Affe-
 „fect mit einer besondern Richtung trifft; wie je-
 „de einzelne Empfindung sich über den Umfang
 „aller äußern Gegenstände verbreitet; wie wir die
 „allgemeinsten Fälle durch eine persönliche Anwen-
 „dung uns zuzueignen wissen, und jeden einheiz-
 „mischen Umstand zum öffentlichen Schauspiele
 „Himmels und der Erde ausbrüten. Kurz, die
 „Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer
 „Ausführung; die Empfängniß und Geburt neuer
 „Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und
 „Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Eckel
 „daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Lei-
 „denschaften vor unsern Sinnen vergraben.“

Was unser Autor so überströmend und selbst-
 parabolisch sagt, hat Bako, haben andre Philo-
 sophen auf ihre Weise behauptet; und es wäre
 schon gewesen, wenn der gelehrte und Sprachens-
 reiche Commentator der asiatischen Dichtkunst,
 Wils

Wilhelm Jones, darauf nähere Rücksicht genommen hätte. Er würde uns in seiner Gallerie orientalischer Bilder 10) jedesmal im Zusammenhange gezeigt haben, wie nur der Verstand das Bild prägt, Leidenschaft oder Empfindung dasselbe überträgt, ausmalet oder schnell verläßt und sich zu einem andern wendet. Dies geschieht am Ohio wie am Euphrat, am gelben Strom wie an der Themse; nur allerdings nicht allenthalben mit gleichem Geschmack, in gleichem Maas, auf gleiche Weise.

Die Sprache des Morgenländers, selbst ihrem Bau und Genius nach, will Kürze; dies hilft den Sentenzen, den Nachtsprüchen des Verstandes und der Leidenschaft, sehr auf; es macht sie zu Blitzen, zu Pfeilen. Eben daher aber muß es auch geschehen, daß Pfeil dem Pfeile, Blitz dem Blitze oft zu schnell nachfliegt; da sich
denk

10) Von der Rose und Nachtigall, Nacht und Locke, Morgenröthe und Wangen, Rubin und Lippen u. s. f. Cap. V — VIII. Comment, de poesi Asiat.

dung und Composition der Bilder Lehrer unsres Geschmacks zu seyn nicht begehren? Beim feingebildeten Sadi ist der Fall solcher Bilderhäufung viel seltner, als in andern, zumal Arabischen Dichtern; und doch zweifle ich, ob er, ganz überseht, für uns ein durchhin lesbares Buch seyn würde. Eben die Zusammenreihung scharfsinniger Gedanken und Sentenzen die die Morgenländer als eine Perlenschnur lieben, ist uns fremde; wir lösen lieber die Schnur auf und gebrauchen ihre Kleinode einzeln.

Ferner. Der Morgenländer liebt, wie in Kleidern, so auch in Sprüchen, helle Farben: sein heiterer Himmel verlangt dieselbe; er kann das Grau und Schwarz nicht ertragen. Auch der Geschichte webt er also helle Bilder, z. B. der Nacht, des Morgens, des neuen Jahres, der Pracht, des Aufzuges ein, wie die Geschichte des Nadir: Schach, des Tamerlan u. a. zeigt. Bei Sadi ist dies zwar der Fall nicht so häufig; er erzählt so einfach als Aesop und La Fontaine seine Geschichte; wo er indessen die Stimme erhebt, mahlt

maht er seine Gleichniße, seine Lehren mit eben so lebhaften Farben. Ob ich nun diese gleich geschwätet genug habe, so bittet er dennoch jedes schwache Auge, das an sanftere Verflösungen gewöhnt ist, um Verzeihung; er schrieb nicht für uns, sondern für Perser. Ist die Einfassung nicht gut: so ändere man sie, und nütze den Edelgestein seiner Lehre.

Endlich reden die Morgenländer so oft und gern über Hinfälligkeit der Welt, über Eitelkeit der Dinge, Kürze des Lebens, Wechsel des Glücks und der Ehre, daß manchem rüstigen Mann oder Jünglinge dies eine verderbliche Predigt scheinen könnte. Hier entschuldigt sie ihre Weltgegend, ihre Regierungsform, ihre Religion und ganze Verfassung. Gehen sie nicht auf den Trümmern der größten Königreiche, der reichsten Staaten, der prächtigsten Denkmale der Vorwelt? und was predigen ihnen diese anders, als Nichtigkeit der Dinge, Eitelkeit aller Pracht und Reichthümer der Weltherrschaft? Vom Gebürge Kas an bis zu den Grenzen des Meers, von diesen bis zu den

Wüsten Arabiens und der Thebaide sehen sie Grä-
 ber der Könige, Ruinen von Tempeln und Kö-
 nigsstädten, bis sich ihr Blick abermals mit Pyr-
 amiden und Gräbern der Könige endet. Der
 Verständige, der diese Dinge erblickt, siehet Böls-
 perum sich, jenen so ungleich, die einst diese herrli-
 chen Werke bauten. Sie sind hinunter; ein träs-
 ges Volk bewohnt ihre Gräber, und zerstört, vom
 Joch der Armuth, der Unwissenheit, und des Des-
 potismus gedrückt, täglich mehr an diesen köstli-
 chen Trümmern. Mich dünkt, diese Ansicht könn-
 te uns schon Weisheit: Sprüche über die Verg-
 änglichkeit der Dinge lehren. Vollends einem
 Muhammedaner, der in einer Religion, und un-
 ter einer Regierungsform lebt, welche eben beide
 die größten Zerstörerinnen dieser alten Weltherr-
 lichkeit gewesen, der unter einer Regierungsform
 lebt, in welcher nichts heilig und sicher, alles der
 Willführ, dem schnellsten Wechsel, dem alberns-
 ten Ungefähr unterworfen ist, und das Höchste un-
 mer ans Niedrigste grenzet; einem solchen ist es
 wohl zu verzeihen, wenn er sich seine Weisheit
 zum

zum Ruhelassen macht, und sich über die Vergänglichkeit der Dinge der Welt mit ihrer Vergänglichkeit tröstet. Gut, daß wir Europäer in einem jüngern Lande und einem jüngern Menschenalter leben; gut, daß wir uns nicht durch ein Opium solcher Lehre, daß doch Alles Nichts, alles Hinfällig, unvollkommen und eitel sei, in den gefährlichen Traum wiegen lassen dürfen, bei dem freilich das Hinfällige hinfallen, das Unvollkommene unvollendet bleiben muß, weil niemand Hand daran leget. Gut, daß wir nicht, dem Irrglauben der Morgenländer zu Folge, unser Schicksal von oben erwarten, indeß Verschmitzte oder Berwegne, Scheinheilige oder Freche die Genien sind, die unser Schicksal hienieden schreiben; vielmehr daß wir es für Würde, Natur und Charakter der Menschheit halten, durch Vernunft und nach Billigkeit unser Schicksal uns selbst einzurichten und aufzuzeichnen. Eben hiezu aber wird uns Sadi, ob er gleich ein Derwisch war, auch gute Winke geben. Und dann, da alles was einen Anfang hat, doch auch sein Ende finden muß,

muß, und nur ein Thor oder ein Kind sich dieses verbergen könnte; da vielmehr das Ende eines Schauspiels, einer Musik und Handlung uns den Schlüssel zu ihrer ganzen Aufführung geben muß; wer wollte nicht zuweilen auch die Schrift eines schönen Grabmahls lesen? ob man gleich freilich deßhalb nicht immer auf dem Todtenacker wohnen möchte. Auch in diesem Punkte ist Sadi kein trauriger Rabe, sondern eine Nachtigall, singend der vergänglichen Rose. Lasset uns hören, wie er sein Werk schließt:

Vollendet ist mein Blumengarten nun
mit Gottes Huld. Was ich hineinges-
pflanzt,
gehöret mir; ich stahl es andern nicht.

Rühmlicher stohet uns an ein eignes Kleid, das
ergänzt ist,
als ein neues, so wir bettelnd von andern
erborgt.

Und ob nun Sadi seiner Lehre gleich
die holdanziehendste, die lieblichste

Ein:

Einkleidung suchte; dennoch wird der
 — — — Stumpfsinn

mit kecker Zung' ihn brausend also schmähn:

„Kein Kluger ist's, der an so leere Müh
 „des Geistes Saft verschwendet, und den
 „Rauch

„der Lampe, Nächte durch, dafür ver-
 „schlingt.“

Ihr Guten und Verständigen, ihr
 kennt

den Werth der Perlen, die ich hier ver-
 band,

der Arznei, die ich mit Honig mischte.

Guten Rath zu ertheilen, verwandt' ich vom ei-
 genen Leben

Manchen guten Theil; Freund, zur Erinner-
 ung Dir.

Willst du folgen, wohlan! Wo nicht, so hab' ich
 erinnert:

Sadi wünschet dir Glück; wünsche du Sadi
 die Ruh.

* * *

Ich kann diese rhapsodische Abhandlung nicht schließen, ohne meine Gedanken, oder wenigstens meinen Traum über den Werth vortreflicher Sprüche geäußert zu haben. Wie wirs auch verbergen mögen, wir müssen, wenn wir Menschen seyn wollen, nach Grundsätzen handeln. Auch der Pöbel kann sich ihnen nicht entziehen, so verderbt sie bey ihm auch oft seyn mögen; ja wir finden solche eben bey der Gattung von Menschen, die nach bloßen Vorurtheilen handelt, am unverholensten und stärksten. Von Sancho Panza an kennen wir eine Classe Personen, deren ganze Weisheit ein Schatz von Sprüchwörtern ist; und was sind Sprüchwörter anders, als kurze, kräftige, oft sehr sinnreiche Volkssprüche, die als Grundsätze der Denk- und Lebensart, als unzweifelhafte Axiome des gesunden Verstandes und der Sittenweisheit gelten. Diese, wenn sie gut sind, verhöhnen zu wollen, finde ich ungerecht und

und unmenschlich; vielmehr sollte man das Gold in ihnen von den Schlacken läutern, sie sodann, wie man kann, zu Ehren bringen, und durch sie unmerklich die wahre Bildung des größten Theils einer Nation fördern. Durch fremde, unverständliche, oder zu feine und gelehrte Grundsätze kann dies nicht geschehen; es geschieht aber dadurch, wenn man in Neben ans Volk oder in Schriften, die zunächst für dasselbe geschrieben würden, ihm die Lieblingsgedanken seiner Seele, die geheimen Freunde seines Herzens und seiner Handlungsweise zu seiner Fortbildung gleichsam entwendet. In allen guten Volksschriften, im Landpriester von Wakefield z. B., und in einer der lehrreichsten Schriften, die unsre Sprache besitzt, Lienhard und Gertrud ist dieser natürliche Kunstgrif sehr wohl gebraucht. Benjamin Franklin, ein hochachtungswürdiger Name, hat ihn in seinen periodischen Blättern und Kalendern für Nordamerika vortreflich anzuwenden gewußt; und sein einziger Aufsatz „die Wissenschaft des guten Richards,“ enthält einen solchen Schatz.

von Lebensregeln, daß man in mancher Rücksicht fast aufs ganze Leben nichts mehr bedürfte. Auch zur Umbildung eines andern Theiles der Nation, der in Vorurtheilen seines Standes, mithin oft in schlechten Grundsätzen und Lebensregeln erzogen, nach solchen am schädlichsten handelt, sehe ich, wenn dessen Umbildung möglich ist, kein andres Mittel als dieses: „man lehre die Seinigen gegen ihn selbst, oder bringe ihm bessere Führer seiner Gedanken bei, als die sind, nach denen er sonst handelt.“

Niemand, der auf sich selbst aufmerksam gewesen, auch der gebildetste Mann, wird an der Wirksamkeit dieser Busenfreunde seiner Denkart zweifeln; vielmehr gehet die ganze Bildung, die Menschen sich selbst oder einander gewähren können, dahin, solchen innern Rathgebern Sprache, Gehör, Kraft und Nachdruck, vor allen aber jene untrügliche Wahrheit zu verschaffen, ohne welche sie schädliche Rathgeber werden. Welcher moralische Mensch hat nicht bei sich bemerkt, daß bei mancher Krise seiner Gedanken ihm ein entschiede-

ner

ner vortrefflicher Grundsatz, der Spruch und das Beyspiel eines standhaften, gutmüthigen Mannes ausnehmend zu statten kam, und ihm zur stärkenden oder heilenden Arznei, zur Gesundheit und Labung diente? Jetzt erhob sich dadurch seine niedergedrückte Seele, sein Fuß trat fester an solchem Stabe einer guten Erinnerung auf, sein Schritt ward freudiger und kühner. Jetzt stahlte sich die Brust gegen die Pfeile des Meides oder der Verführung, wie durch einen dargereichten Schild, der Minerva; jetzt sank die aufstodernde Blut des Hasses, der Ungeduld, der Rache und des Unmuths schnell nieder, wenn, wie heilige himmlische Tropfen, einige Kraftvolle, von uns anerkannte Worte eines Weisen, als eines Engels in Menschengestalt, sie berührten. Dies war das Zaubermittel, wodurch jene alten Helden, die Weisen der Vorwelt auf ihre Schüler und Nachfolger Wunderdinge wirkten; je mehr sie wirkten, desto kürzer waren ihre Sprüche und Lehren, Zeugnisse davon geben die Pythagoräische und Stoische Schule, von welchen, insonderheit von
der

der letzten, wir noch einen Reichthum der edelsten
 Samentörner besitzen, deren die menschliche Ge-
 le und Sprache nur fähig seyn kann. Epiktets,
 Seneca's, Mark Antonin's und so vieler Aindere
 Schriften sind Schatzkammern dieser, der vortref-
 lichsten menschlichen Sprüche und Sentenzen; der
 Geist derselben theilte sich der ganzen Literatur der
 Alten dergestalt mit, daß Dichter, Redner, Ge-
 schichtschreiber, Kunstrichter und Rechtsgelehrte
 daran Theil nahmen, und sich dadurch jenen
 Grundsatzenreichen Ausdruck schafften, ohne
 welchen alle Kunst und Gelehrsamkeit ein leerer
 Schatte bleibt. Man durchgehe die Sprüche,
 die Stobäus, Erasmus, Lipsius, Grotius, Me-
 ander und mehrere aus den Alten gesammelt, und
 denke an Sokrates, der, auch zu diesem Zweck
 des Euripides Schauspiele als eine Schule des
 thätigen Unterrichts anempfahl; ja man denke an
 den Stifter des Christenthums selbst, des-
 sen Evangelien, außer wenigen Begebenheiten
 und Wundern, fast ganz aus kurzen Sprüchen
 und parabolischen Einkleidungen bestehen, wo-
 durch

durch sie eben aufs menschliche Gemüth so sonderbar wirkten. Noch jetzt erholen sich alle Menschen von religiöser Erziehung und Bildung auf kurzen, kräftigen Sprüchen der Bibel oder geistlicher Lieder; diese sind gleichsam die Muskeln und Nerven, durch welche sich der ganze Bau ihrer Gedanken lebendig reget. Und so wird auch ein echter Schüler der Alten, der mehr als Gelehrter seyn will, nach Grundsätzen derselben, als ein klassischer Weiser, handeln. *)

Mich dünkt also, wer zur Bildung einer Nation auch auf diesem Wege beytragen will, der folge den alten Weisen und bringe Grundsätze in menschliche Seelen; oder er bespre die darin vorhandenen, und gebe ihnen Anziehung, Kraft, unbestechliche Wahrheit: denn ungebildet muß jeder Mensch seyn, der nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Tugend zu Grunde gehet.

*) S. Heyne's schöne Vorrede zu Glandorfs Ausgabe der *Pythagoräischen Sprüche*: *Sententiofa vetustissimorum Gnomicorum quorundam poetarum* opp. Lips. 1776.

der Mensch, jedes Volk heißen, dem es entweder an diesen Grundsätzen fehlet, oder das sie geringe hält und nicht ausübet. Wie sehr es nun manchen Zeiten und Völkern an ihnen fehle, zeigt die Erfahrung. Viele in der Jugend gelernte Grundsätze liegen so fern ab von unsrer Lebensweise, daß, weil wir sie nirgend geübt sehen, wir zuerst ihnen, zuletzt allen Grundsätzen den Glauben entziehen, und uns begnügen nach Neigung und Gewohnheit zu leben. Da wir aber, wie angezeigt ist, dennoch nie ganz als Thiere leben können, vielmehr insgeheim immer nach Grundsätzen, wenn gleich nach schlechten Vorurtheilen handeln; wozu dieser Unglaube an jede edlere Form der menschlichen Denkart? Er erniedert die Seele eben so sehr, als er das Herz verengt und lähmet. Laß es seyn, daß andern die schönsten Sprüche und Maximen bloß Worte bleiben; dir bleiben sie das nicht, wenn du ihren Werth erkennest, dich an ihnen freuest, und in ihnen lebest. Nein, ihr habt nicht vergebens geschrieben, auch ihr Weisheit: und Sittenlehrer neuerer Nationen;

tionen, Montagne und Charron, St Pierre und Fenelon, Racine und Diderot, Montesquieu und Rousseau; jenseit des Meeres Baco, Sidnei, Shaftesburi, Addison, Pope, Fielding, Sterne und so viele andre anderer uns näherer Länder. Nicht nur unter euren Völkern habt ihr Ideen, Grundsätze, Maximen ins Licht gestellet, oder in Gang gebracht; sondern indem ihr ihrem Ausdruck zugleich klassische Anmuth und Präcision gabet, seyd ihr damit Vernunft: Sprach: und Sittenlehrer der Menschheit auf eine Reihe von Geschlechtern hin geworden. Jemehr eure Denkart die Denkart anderer wird, desto mehr berichtigen, stärken und verfeinen sich gerechte, gütige, edle Menschengedanken: das Nichtmaaß ihrer Urtheile wird einstimziger und gerader, die Bleiwage ihrer Handlungen sicherer und feiner. Auch in Gesprächen der Gesellschaft gebt ihr bei denen, die euch verstehen und lieben, den Ton an, und bringet dadurch statt eines scythischen Geschreies, bey dem jeder Vogel nach seiner Weise singet, melodische

dische Harmonie in die Grundsätze und Gedanken der Menschen. Denn, wie man sich auch gebhehden möge, Unbilligkeit und Unvernunft, die Kinder des Eigenthums und der Leidenschaft, die barbarischen Feinde unsres Geschlechtes und Wohlseyns, sie bestehen am Ende doch nicht gegen allgemein anerkannte Grundsätze, den Kanon ächter Menschlichkeit und Wahrheit.

Doch wohin verschlägt mein Rachen? Er findet sich auf der Höhe des Meers, da er doch nur ein niedriges mit einigen kleinen Blumen besäetes Ufer halten sollte. Da will ich denn nur, was das Vermögen unsrer Nation in diesem Felde betrifft, noch dieses hinzufügen.

Von jeher hat sich die Denkart der Deutschen durch moralische Sprüche und biederer Grundsätze dergestalt ausgezeichnet, daß wir ihnen sogar manches andre dagegen aufgeopfert haben, und nur neulich von diesem Wege abgekommen zu seyn scheis

scheinen. An unsere alten Kenner, Freidank, Waldis, Reineke u. a., deren Sprache leider veraltet ist, nicht zu gedenken, schlugen Opitz, Logau, Lagedorn, Haller, Gellert, Uz, Lessing, Gleim, Cronegk und andre noch lebende Dichter, die ich nicht zu nennen brauche, dieselbe philosophisch-moralische Bahn ein, so daß wir gewiß an schönegesagten Lehren keinen Mangel haben; um so mehr aber fehlet es uns vielleicht daran, daß die Gesinnungen und Sprüche dieser Dichter auch in die Erziehung und Denkart, wenigstens in das Gedächtniß und den Umgang der Nation, wie bei andern Völkern die Sprache ihrer Dichter übergegangen wären: denn ohne allen Zweifel kennen Engländer und Franzosen ihre vorgenannten Schriftsteller zehnfach besser, als wir die unsern kennen, lesen, anführen und gebrauchen. Ueber die Ursachen davon ließe sich ein langes Kapitel schreiben; besser wäre es, wenn man sie wegräumen könnte. Dem moralischen

Genius unsrer Nation also, der die alten Alexan-
driner seines Opitz, Logau, Hallers, Ha-
gedorns, Kästner ziemlich vergessen zu haben
scheint, widme ich, wie einer Indischen Gottheit,
auch diese wenige, vielleicht schon welcke Herames
terblumen zu gleichem Schicksal, und werfe sie
demüthig in den königlichen Hauptstrom unsres
Waterlandes, den ehrwürdig: schleichenden Lethes.



III.

Ueber die
menschliche Unsterblichkeit.

Eine Vorlesung.

III

and the

the of the

the of the

..

the of the

„Nur die Kunst der Dichtung ist es, die uns
 zu dem Unsterblichen führt.“
 „Nur die Kunst der Dichtung ist es, die uns
 zu dem Unsterblichen führt.“
 „Nur die Kunst der Dichtung ist es, die uns
 zu dem Unsterblichen führt.“

Alle Blumen der Dichtkunst hast du gebrochen;
 So sagt ein französisches Epigramm zu einem
 französischen Dichter, nur die Unsterbliche
 nicht. Wir wissen nämlich, daß im franzö-
 sischen eine Blume wirklich die Unsterbliche
 heißt. Aber nicht eben so leicht ist es zu wissen, wo die
 Unsterbliche blühe, und wie sie von ihren täu-
 schenden Schwestern sich unterscheide. Es giebt
 mancherlei Immortalitäten und die vielfachen
 Sinne der Menschen suchen sie auf verschiedenen
 Wegen. Von der Unsterblichkeit des Geistes oder der
 Seele reden wir hier nicht; sie ist eine Blüthe
 der Hoffnung, ein Samen der Abildung, der in
 uns

unser aller Herzen liegt, und den die Phantasie, oder das moralische Urtheil, oder das innerste Gemüth der Menschen auf mancherlei Weise erzogen hat; nicht aber ist sie ein Werk des Wissens oder der noch kälteren Erfahrung.

Es giebt eine andre Unsterblichkeit des Namens und Nachruhms, die ich die historische und dichterische, oder die Kunstunsterblichkeit nennen möchte. Sie scheint von großem Reiz. Edle, jugendliche Seelen opfern gern vor ihrem Altar; manche leidenschaftliche Menschen haben sie gar zum Einzigen Ziel ihrer Gedanken gewählt und so zu sagen, in ihr gelebet. In den Jugendzeiten der Welt; nämlich, was allerdings auch der süße Traum erlaubt, mit seinem Namen, in seiner Person und Gestalt auf die Nachwelt überzugehen, und ein leibhafter Gott zu werden. Der enge Kreis der Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menschen lebten, das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verschiedenen Stämme einer gemeinschaftlichen Abkunft mit einander verknüpfte, der

19/III 6 H. Name

Name Vaterland, der in Hellas und Rom die
 Gemüther an einander band, und dort die öffent-
 lichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen Landes,
 hier die Hauptstadt der Welt und was zu ihr ge-
 hörte, gleichsam zum ewigen Schauplatz und
 Tempel der Unsterblichkeit weihte; vor allem aber
 die Gaben der Musen, die damals noch unter
 den Menschen wandelten, und das Gefühl eines
 ganzen Volks zu Einer Theilnehmung am Ruhm
 und der Unsterblichkeit ihrer Mitgenossen stimm-
 ten: dies alles konnte die Seelen der Mächtig-
 sten, Würdigsten, Weisesten, Schönsten, gleich-
 sam in ein höheres Element erheben, daß sie, mit
 Göttern und Heroen umgeben, sich auch ihrem
 Namen, ihrer Gestalt nach, gleichsam leibhaftig
 in der Zahl derselben fühlten, und die Schale der
 Unsterblichkeit schon bei Leibesleben tranken. Oh-
 ne dies Gefühl wären die Künste und Gesänge
 Griechenlandes und Roms nie so geehrt, geliebt,
 gesucht worden; ohne dasselbe hätte kein Homer
 und Pindar, kein Flaccus und Maro gedichtet,
 kein Apelles gemahlt, kein Phidias und Polyklet

gebildet. Mit Thränen beneidete Alexander den glücklichen Achill, daß ihm die Götter zu seinem Berewiger einen Homer geschenkt hätten; und auch Tyrannen schonten des Mundes der Nachwelt, der Weisen und Dichter, damit sie durch sie nicht in der schlimmsten Gestalt andern Völkern und der Nachkommenschaft erschienen.

Exegi monumentum aere perennius
regalique situ pyramidum altius
quod nec imber edax aut aquilo impotens
possit diruere, aut innumerabilis
annorum series et fuga temporum.

Non omnis moriar; multaque pars mei
vitabit Libitinam; usque ego postera
crescam laude recens, dum Capitolium
scandet cum tacita virgine pontifex.

So singet ein römischer Dichter selbst und verheißet in mehreren Oden sich und seinen Freunden einen unsterblichen Nachruhm. a) Auch haben die Götter dem, was in diesem Streben nach Unsterblichkeit

a) Horat. L. II. 20, III. 39, IV. 8. 9.

sterblichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beistand nicht versagen können: die Helden Pindars und Homers, die Mächtigen und Weisen Griechenlands und Roms leben Eines Theils noch in Bildsäulen, Brustbildern, Aufschriften und Gedichten; Kunst und Geschichte halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des Andenkens über ihren Häuptern. Horaz hat sein Capitolium überlebt; der Venusinische Schwan durchfliegt alle gebildete Völker.

Wie aber, wenn dies der einzige Weg zur Unsterblichkeit, oder die einzige Art einer ewigen Fortdauer wäre, wie wäre es mit uns bestellt? mit uns, die sodann ein paar Jahrtausende zu spät gekommen wären, um mit der Jugend der Welt ihre frischen Morgenkränze zu theilen. Hinter zehn Helden und Dichtern zu seyn, ist schon ein geringerer Platz: die Namen der Menschen, wenn sie hergezählt werden müssen, werden so bald verwechselt, so bloß unterschieden; die Personen, die solche bedeuten, stehen so oft verunstaltet und verkannt da, daß in dem großen Las-

Labyrinth der Zeiten, in welchem oft das Schlechteste neben dem Besten gepriesen wird, das wahre Verdienst sich zu verlieren scheint. Die Tafel der Muse ist beschrieben, fast mehr beschrieben, als das Gedächtniß der Menschen davon fassen kann; was am Rande hinzugethan wird, können nur kleine Buchstaben seyn, oft schwer zu lesen und von zweifelhafter Bedeutung. Der Mund der Fama hat seinen Credit verloren; das Lob der Kunst, Dichtkunst, ja selbst der Geschichte hier und da nicht minder. Die Sprachen der Völker sind zertheilt, und wer kann sich eine Stimme geben, die von den Säulen Herkules bis zum Indus reiche? Das Feld der Geschichte, auch der Verdienste und Kenntnisse selbst, ist zu groß geworden; dagegen die Aufmerksamkeit der Menschen in ihrem Innern geschwächt, die Theilnahme derselben an einem einzelnen Gegenstande, Geschäft oder Lande, dergestalt verwittert, daß es dem fremden Leser schon Mühe kostet, seinen engen Horizont nur zu erweitern, sich in eine fremde Noth, in ein fremdes Verdienst, in einen fremden

fremden Charakter nur einzulassen und zu finden. Ein gemeinschaftliches politisches Vaterland haben die Völker Europas gar nicht mehr; die wenigsten haben es innerhalb ihrer eignen Grenzen. Friedrich der Große, der einen Alexander und Cäsar in Manchem weit übertrifft, und dem die Götter selbst in seine Gesichtszüge das Gepräge der Unsterblichkeit drücken, wird schwerlich je so allgemein, so klassisch berühmt werden, als Alexander und Cäsar es sind und waren; er steht, der Zeit nach, hinter zu vielen andern, und muß mit ihnen allen den Wettlauf nach dem Kranze des Ruhms wagen. Und wo steht das Ziel dieses Wettlaufs? Welche Hellenodiken theilen den Kranz aus? Den Augur an der Tiber wird niemand dafür erkennen; in seinen theuren Himmel will niemand Rechtliches mehr. Ueberdem ist auch sein Kalender voll, seine Altäre sind besetzt und die Litanei der Heiligen überhaupt ist eine schlechte Pindarische Ode. Die Heroen der alten Welt, die Götter Griechenlandes und Roms sind gefallen; Jahrhunderte haben sich

Ver

Bemüht, die Mittel der Unsterblichkeit zu vernichten, die Wege dahin zu verschwemmen, den Sargel, auf welchem sie blüht, den Menschen ungangbar zu machen und sie dafür mit dem alltäglichen Loos eines Tantalus, Sisyphus oder Sisyphus zu beschenken.

Facilis descensus Averni

noctes atque dies patet atri janua Ditis

sed revocare gradum, superasque evadere

ad auras

hoc opus, hic labor est. Pauci quos

aequus amavit

Juppiter aut ardens evexit ab aethera

virtus

Dis geniti, potuere.

Sollte es nicht eine andre Unsterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja auf die uns eben jene der Kunst, Geschichte und Dichtkunst als ein jugendlicher Traum selbst hinweist?

Es wäre sonderbar, daß was seiner Natur nach wahrhaft unsterblich ist, uns von Zeiten, Menschen und Schicksalen geraubt werden könnte; die Götter selbst können es nicht rauben.

Unsterblich nämlich, und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziel, der möglichstbesten Ausarbeitung seiner Form, wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt immer wiederkommen, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das reine Wahre, Gute und Schöne. Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen, Helden und Wohlthäter der Menschheit entsprossen und entsproßen noch; sie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Veruf und Macht, in ihrem Werk fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Theil unsrer selbst, in unserm Geschlecht

zu verewigen. Es sei mir vergönnt, diesen Gedanken, der keine Poesie, sondern die schlichteste Wahrheit ist, mit Wenigem zu entwickeln. Ich bin gewiß, daß in jedem edlen Gemüth, das mich höret, sich auch ein Land der Unsterblichkeit aufthun werde, indem jedem sein Herz sagt: hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit, hier oder nirgend. Außer ihr ist Schatten und Orkus.

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbet. Wir denken in einer Sprache, die unsre Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in andern Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechts beitrugen, und uns damit den edelsten Theil ihres Daseyns, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbenen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend Erfindungen, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von den fernsten Gegenden

der

der Erde zu uns gekommen sind, und ohne die wir ein Freundeloses, dürstiges Leben führen müßten. Maximen und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln, und indem wir andre Gemüther von demselben Licht des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als Geist: und Sinnlose Körper sich je vereinigen könnten. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt; sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd, auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgne Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiele, Lebensweise

weise und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unsern, auf andre, auf die Nachkommenschaft wirken müssen und fortwirken werden. Dies ist das Innre der wahren menschlichen Unsterblichkeit, jedes äußere Bild von ihr, ist nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Lassen Sie uns, um dies inne zu werden, nur an die lebendigsten Augenblicke unsres Lebens, insonderheit unsrer Kindheit und Jugend gedenken; gingen wir nicht, da wir sie genossen, stets aus uns heraus, und theilten uns mit? oder wir empfingen von andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unsre eingeschränkte sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genusses und Daseyns. So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne flossen in uns, wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch
ihr

ihre innere Wort gemacht ward, gedieh zur Form unsrer Seelen. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht bloß was, sondern wie sie es dachten, hat sich uns mitgetheilet; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andre. Ehiene gleich Manches im dunkeln Grunde unsres Gedankenmeeres todt und begraben zu liegen; zu rechter Zeit steigt es doch hervor und organisiert sich zu: und mit andern Gedanken: denn in der menschlichen Seele ist nichts todt; alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt Eine die andre. Noch in einem höhern Grade wirken sol auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit dorer, mit denen wir täglich umgehn, die wir hassen oder lieben, verabscheuen oder verehren. Gegen jene empört sich unser Gemüth, die Eindrücke dieser gehen sanft in unsre Natur über. Wir gewöhnen uns an des andern Wort, Mine, Blick,

Ausdruck, so daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf andre fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare, magische Band, das sogar Geberden der Menschen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenschaften, eine Palingenese und Metempsychose: ehemals eigener, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigener Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu seyn und sinds nie: wir sind mit uns selbst nicht allein; die Geister andrer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder unsrer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Misbildner, und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Gesichte zu sehn, ihre Stimmen zu hören; selbst die Krämpfe ihrer Misgestalten gehn in uns über. Wohl ihm, dem das Schicksal ein Elysium und keinen Tartarus zum Himmel seiner Gedanken, zur Region seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen anwies; sein Gemüth ist in einer fröhlichen Unsterblichkeit gegründet.

Um hierüber mit mir Eins zu werden, bemerke man folgendes:

1. Je reiner und edler etwas in unsrer Natur ist, desto mehr gehets aus sich heraus, entsaget seinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. Eine Form, die uns zusammendrückt, drückt, wenn wir sie ändern auflegen, diese um so mehr zusammen; eben weil es nicht ihre Form ist; dahingegen was andern Lust und Lust macht, was ihnen freien Athem und ein Elysium giebt, in welchem freiwillige Blumen blühen, dies ist reiner unsterblicher Aether. Dahin gehören z. B. helle, wahre Gedanken; jede Erweiterung der Wissenschaft, bei welcher wir uns selbst vergessen und nur in den Gesetzen des Gegenstandes denken; Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte, in denen Jeder, auch wider Willen, das Allgemeingeltende, Würdige anerkennt, und in ihnen gleichsam Formeln der Ewigkeit liest. Wo Saiten dieser Art erklingen, tönen alle reine menschliche Gemüther mit; wir freuen uns ihrer, bis uns

vermerkt sie das Saitenspiel unseres innern Sinnes werden. So haben alle Wohlthäter des Menschengeschlechts herabgewirkt: so wirken Eltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns, und wer sonst den Gang unsrer Gedanken, den Plan unsres Lebens zur reinsten edelsten Humanität fördert. Und o wie glücklich sind vor allen andern die Heroen und Genien der Menschheit, wenn ihnen bei ihrer Macht auch Weisheit, und bei ihrer Weisheit und Macht auch Güte zu Theil ward; welche tausend Mittel haben sie in ihrer Hand, auf die schönste und gewisseste Art unsterblich zu werden. Möge der Unterdrückte, der Hülflose, der Verwaisete ihre Namen kennen oder nicht, so lange er durch ihre Veranstaltung Schutz, Hülfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießt, so lange leben sie in ihren Anstalten selbst unsterblich. Die bessere Bildung, die der Verwahrlosete empfiehet, die gute Aufnahme, die der Verlassene findet, jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird, jeder Dank, jede Freude in ihm, sammt allen guten Wirkungen, die Er aufs neue
fortz

fortsendet, alles ist ihr Werk, ihre Veranlassung und Stiftung. Die Früchte, die sie zum reinen Ertrage der Menschheit säeten, sind von unsterblicher Art, von immer wuchernden Zweigen. Dagegen das, was sich in und mit unsrer sterblichen Gestalt verzehrt, das geht hinab in den Orkus.

2. Zum Uebergange dieses Beitrages in den gesammten ewigen Schatz der Menschheit gehört nothwendig eine Ablegung unseres Ich, d. i. eine Entäußerung sein selbst und der Vorurtheile, die an diesem Selbst haften. Können wir, wenn wirs auch könnten, Welt und Nachwelt mit unsern Schwächen beschenken? Nein! Der Nektar der Unsterblichkeit, der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimet, ist ein reiner Saft; alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefäßen und Triebwerken der großen Weltmaschine muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinket. Die Wahrheit ruhet auf sich selbst; wenn ihr Würfel auch sechsmal umgewälzet würde, er ist und bleibt ein Würfel.

fel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze gestellt würde, entweder zertrümmern oder mit ungeheurer Mühe umhergewälzt werden müßte, bis sie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird diese Selbstverläugnung, sobald man Einmal die Lust der hohen Region genossen, und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward. Gern leget man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, wo sie Welt und Nachwelt nur an unsere Unvollkommenheit erinnern würde. Der erste Begriff eines allgemeinen Gesetzes sagt schon, daß es von Privatleidenschaft entfernt seyn muß: so will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Portrait, sondern ein Ideal seyn. Wer über sich selbst der strengste Richter zu seyn vermag: nur der ist ein Sohn der Götter, seiner Natur nach und in seinen Werken unsterblich. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, etwas über die Dämonen, Heroen und Genien der Alten zu sagen, deren Göttergestalten überhaupt mir wie abgezogene Begriffe und Kategorien erscheinen, unter welche sich alles Unsterbliche in Mensch

schenz

schengedanken, Werken und Charakteren gleichsam sinnlich ordnet.

3. Da aber jedes Ding nur auf Eine Weise das Beste seiner Art seyn kann: mithin nach ewigen Gesetzen die Formen der Dinge wiederkommen müssen, und kein Inneres ohne ein Aeußeres, kein Gedanke und Wille ohne Bezeichnung seyn kann; so sieht man, daß im Garten der Unsterblichkeit auch die Kunst des Ewigwahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwischen allen Abwegen ist nur Eine Straße die gerade und wahre; und wenn nach vielen Jugendübungen das Meisterwerk erscheint, so dürfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Daurenden an sich trage. Geweihte Augen erkennen ihn darin, und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarei einen dichten Nebel darüber würfe; die Wolke fällt, der Nebel schwindet, und das Licht des ewigen Werks strahlet Jahrhunderte weiter. Unglaublich ist's, wie wenig eigenthümliche Formen im Reich der Gedanken und Menschenwirkungen erscheinen,

Wenn man die Geschichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrschen die Welt der Wissenschaften, der Künste, der Erfindungen, Gesetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrschen; mancher derselben regierte Jahrhunderte lang in einem süßen Irrthum fort. Zuletzt aber fand sich doch das verscharrte Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen schönen Frühling. In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das Schönste und Beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes Maximum oder Minimum seiner Art, eine aufgelöste Formel, die einzig so aufzulösen war.

Irre ich nicht, so muß, wenn wir gesund sind, diese Betrachtung uns einen neuen Geschnack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen und den Wunsch einflößen, in ihm sowohl Ewigkeit zu genießen, als für das Fortdauende in der Menschheit in

der

der besten Art zu wirken. Theilnehmen müssen wir; wir stehn im Strom der Zeit, wo eine Welle die andre treibet; nützlich oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfspreis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Gatte treffen, wo wohlklingende Consonanzen ins Unendliche hinauf- und hinuntertönen. Wärren diese gleich dem gemeinen Ohr unhörbar; sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; vielmehr können wirs durch Anstalten, Reden, Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in andre ab; diese nehmen's an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei: wir genossen seine Früchte und mußten zu seiner weitem Cultur mithelfen. Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht; aber unsre

Hand sei eifrig, unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht des Namens vergessen, mit dem unsre Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unsres Daseyns, die edelste Form, die wir von andern in uns, auf andre aus uns brachten.

Nach.

Nachschrift.

Um dem Verdacht der Declamation zu entgehen, der bei Schriften dieser Art alle bleibende Wirkung hindert, will ich in ruhigerem Tone die Grundsätze hinzufügen, auf welche sich die feste Wahrheit vom Fortwirken der Menschen in die Zukunft gründet. Man vergesse das Wort Unsterblichkeit, und am wenigsten denke man dabei an eine eitle Fortdauer im Namen. „Fortwirkung auf menschliche Seelen im Kreise der Menschheit,“ das ist die Frage.

1. Wenn Ein Gesetz in der Oekonomie der Naturwesen offenbar ist, so ist es Reihe, Sortdauer der Geschlechter und Arten. Ein Individuum macht dem andern Platz; es bringt den Samen seiner Zerstörung mit sich, und eben die Gesetze, die sein Wachsthum, seine Blüthe, seine Fortpflanzung befördern, befördern auch seine Auflösung. Es gehet von hinnen, und lebt
nur

nur in andern seiner Art fort, denen es sich mit seiner ganzen Erscheinung gleichsam aufopferte und hingab. Diese Regel der Natur, die in Pflanzen und Thieren sichtbar ist, gründet eine Verewigung der Arten, zu welcher denn auch alle Triebe der einzelnen Wesen, ihre Begierde nach Nahrung, Wachsthum, und sowohl die Geschlechter: als mütterliche Liebe beitragen.

Der Mensch, als Thier und Pflanze, ist diesem Gesetz unterthan; er ist aber auch, als ein kurzer Inbegrif und Abbild der Natur, in der eigensten Einrichtung seiner Gattung. Sein Verstand und seine Vernunft bedürfen zu Aeufferung ihrer Form sowohl der Vergangenheit als der Zukunft: die Erscheinungen Jener bewahrt sein Gedächtniß auf, die Einbildungskraft stellet sie dar, der Verstand bildet aus ihnen Erfahrungen, die er auch auf die Zukunft anwendet. Seine Seele ist also nicht aufs Jetzt eingeschränkt; sie muß, ihrer Art nach, vom Vergangenen für die Zukunft leben, und eben der ist der verständigste, oder gleichsam der eigentlichste Mensch, der

der die Vergangenheit aufs Jetzt, und da dieses in jedem Augenblick vorüber ist, aufs fortgesetzte Jetzt, die Zukunft, richtig anwendet. In jeder seiner Wirkungen also ist der Mensch eine fließende Größe. Darauf beruhen die Gesetze seiner Erziehung; seine Bildung und Misbildung, sein Glück und Unglück, der Nutzen oder Schaden, den er stiftet, fließen daher; und was der einzelne Mensch ist, ist auch sein Geschlecht: denn jedes Glied desselben griff vorwärts in die Kette der Wirkungen vor ihm und ließ menschliche Wirkungen nach. Der menschliche Verstand ist, wenn ich das Gleichniß brauchen darf, ein Januskopf mit drei Gesichtern: man kann zuviel in die Vergangenheit, zuviel in die Zukunft sehen, und darüber das Jetzt versäumen; wie dem aber auch sei, keines dieser Verhältnisse läßt sich vom andern trennen und scheiden. Die regsten Neigungen und Triebe unsres Geschlechts zielen auf diese Fortwirkung, das Streben nach Selbsterhaltung, Gesundheit, Macht, Vergnügen, Ruhm und Glück, die Liebe sein selbst, so wie die Geschlechter, Eltern, Vaterlandes: und Menschenliebe.

Sofort läßt sich aus dieser Verbindung dreier Regionen in unsrer Seele das Glück der Sterblichen erläutern, die, mit trefflichen Seelenkräften ausgerüstet, auf vorzügliche Punkte solcher Verbindung trafen, und ihr Zeit sowohl als ihre Vorzeit auf die Nachkommenschaft vor andern wohl anzuwenden wußten. Sie traten zu einer Zeit auf, da gnugsame Versuche, die Präliminarien ihres Geschäfts schon da waren; diese gebrauchten sie aufs beste, und so dorsten sie um die Zukunft unbesorgt seyn, die ihnen früher oder später mit Bewunderung, Liebe und Nachseiferung freiwillig folgte. Es wäre zu erweisen, daß bei Homer, Sophokles, Plato, Aristoteles, Archimedes, bei Raphael, Baco, Galiläi, Newton u. a. dies der Fall gewesen; Herschel und mehrere, die zu unsrer Zeit in mancherlei Dingen Epoche machen und machen werden, zeigen, daß es auch noch bei uns derselbe Fall seyn könne. Und allemal waren es die unbefangenen Gemüther, die die größte Epoche machten. Treue Haushälter der Welt nutzten sie diese auch in
ihren

ihren Schwächen und Fehlern; so trafen sie den Punct der Vollkommenheit, und die Zukunft that ihnen ihre Pforten auf, ohne daß sie solche, wie es andre nutzlos versuchten, mit Gewalt sprengen durften.

2. Wie also des Menschen eigenstes Vermögen mehr oder minder ein umfassender Geist ist, der mit Hülfe der Vorzeit aus seinem Jetzt auf die Zukunft wirkt: so sind die Mittel, die er in Händen hat, oder die er, eben dieser seiner Natur nach, sich selbst erschaffet, offenbare Werkzeuge und Symbole dieser thätigen Fortwirkung. Ich rechne hiezu vorzüglich Sprache, Schrift, Wissenschaft, Kunst, und die Kunst der Künste, Gesetzgebung und Staatseinrichtung; sie sind die großen und kleinen Schiffe, mittelst welcher er den Ocean der Zeiten durchsegelt.

Von der Sprache ist unnoth zu reden, da sie als das Werkzeug der Fortpflanzung menschlicher Gedanken, Neigungen und Thaten allgemein anerkannt wird: durch sie erben sich die Schätze
der

der Vortwelt auf späte Geschlechter hinab; durch sie sind die Wirkungen der Seele des Stammvaters einer Nation noch mit dem letzten seiner Nachkommen verbunden. Durch eine gemeinschaftliche Sprache nehmen mehr oder minder alle Glieder eines Volks an einander Antheil, Zeiten gießen ihren Geist auf Zeiten, Völker auf Völker in immer neuen Mischungen hinab, und sowohl durch Vermehrung als Verwandlung der Sprachen strebet das Menschengeschlecht weiter. Freilich ist die Zeit längst vorüber, da alle Welt nur Eine Zunge und Sprache war, mithin sich Alles Allen mittheilen konnte im Reiche der Menschen; sie wird auch nie wiederkommen auf Erden. Indessen sind sowohl durch herrschende als durch gelehrte Sprachen bereits so viele Völker mit einander verknüpft, auch haben verschiedene Sprachen sich einander selbst so stark mitgetheilt und an einander gebildet, daß auch hier ein großer Fortgang der Dinge unverkennbar bleibt. Schwerlich werden die Griechische, Römische und Franz-

griechische Sprache als allgemeine Mittel der Bildung je ausgerottet und verdrängt werden; die Englische Sprache eifert ihnen nach, und die Deutsche wird sich einst an sie fügen.

Es ist ein hoher Platz in der Geschichte der Menschheit, der Sprache nach für alle gebildete Nationen unsers Erdballs zu schreiben, auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, wie in Sibirien, in beyden Indien wie in Europa gelesen zu werden; (wäre es auch nur um widerlegt zu seyn, wie gegen Pauw's Bemerkungen von beiden Indien aus ist geschrieben worden.) Es ist ein schöner Platz in der Geschichte, gerade auf ein Zeitalter zu treffen, da die Sprache einer Nation zu dem Grade der Bildung gekommen ist, in welchem sie wahrscheinlich fortdauert; in diesem Garten blühen sodann unsterbliche Menschengedanken. Aber auch ohne diesen Vortheil theilen sich ächte Erfindungen, Geistesformen von der schönsten Art, wahre Erläuterungen und Forderungen der Wissenschaft auf mancherlei Wegen mit; wie mit dem

Blumenstaube entfernter Zonen, fährt Zephyr mit Gedanken der Menschen weit umher, daß man oft, wo man sie am wenigsten suchte, ihre Blüten und Früchte findet. Und dann, ist's nicht schon Würde und Werth genug, auch nur auf seine eigne Nation in einigen Geschlechtern fortzuwirfen? Vielleicht durch die dreißigste und hundertste Hand gehen die Früchte deiner Bemühungen aus einer veralteten in eine neuere oder fremde Mundart über. Dein Name ist längst vergessen; dein Eigenthumsrecht war vielleicht schon mit dem ersten Winterjahre dahin, indem behende, rüstige Sprecher es sogleich zu dem Ihrigen machten; aber was ist Eigenthumsrecht und Name bei einem Gut, das der Menschheit zugehört? Je reiner du denkst, desto mehr wirst du dich selbst des Unrechts der Vergessenheit freuen, und dich in ihm geehrt finden.

Die Schrift und die Buchdruckerei gehören zum Fortpflanzungsmittel der Sprache; die Vorsehung hat durch sie bereits Wunderdinge gewirkt,

wirkt, und wird mit beschleunigter Kraft in den nächsten Jahrhunderten gewiß Wunderdinge befördern. Ein Sprachrohr für menschliche Seelen, wirkt sie auf einmal an hundert Orten und Enden jezt und zukünftig.

Wissenschaften und Künste sind Formen des menschlichen Geistes, auf denen, je wahrer und nützlicher sie sind, desto fester das Siegel der Unsterblichkeit haftet. Laß es seyn, daß Künste verlohren gegangen sind; vielleicht konnte man sie entbehren; wenn aber auch nicht, so strebe der menschliche Geist, sie wieder zu erfinden und die seignen vor einem gleichen Untergange dauerhaft zu sichern. Er thut dieses durch die Kunst aller Künste, die Gesetzgebung und Staatskunst: denn ist der Mensch ein politisches Geschöpf (ζωον πολιτικόν) wie er es gewiß ist, weil außer diesem Zustande oder im Verderb desselben er das Schätzenswürdigste und Beste seiner Natur verlieret: so strebe er, es ganz zu seyn, und auf Aeonen hinab zu erreichen, was in seinen Kräften steht.



Eine böse Politik vereinzelt, schwächt, unterdrückt, quält und tödtet Menschen, dem Vieh gleich: sie hat Welttheile verheert, Völker ausgerottet oder zu Sklaven gemacht, Denkmale zerstört, Künste untergehen lassen, Wissenschaften verächtet, und die Fortwirkung des menschlichen Geistes tausendfach gehindert. Unter einer guten Gesetzgebung und Staatseinrichtung, die wie Alles auch auf andre, ihr ähnliche Staaten wirkt und sich mit ihnen vereint, blühet Sicherheit und Friede; Künste gedeihen, Wissenschaften sprießen empor, Vernunft und Sitten läutern einander, und sowohl der menschliche Geist als das menschliche Herz senden in kleinen und grossen Kreisen, in niedern und höheren Ständen, die schönste Beueer ihres Lebens, Erfahrung, Klugheit, Sittlichkeit, Vernunft, Kunst und Wissenschaft weiter. Unzählbar ist, daß Europa durch seine vereinte Macht, durch Erfindungen, Anstalten, Fleissigkeit und Klugheit sich Mittel erworben hat, auf alle Völker der Erde, so wie auf die fernste Nachwelt

nach:

mächtig zu wirken; wach eine Zukunft schloße sich auf, wenn diese ungeheure Macht und Klugheit einst Weisheit und Güte würde!

3. Ohngeachtet aller einander entgegenstrebenden Kräfte unsers Geschlechts scheint eine allgemeinere, vollere, sanftere Fortwirkung desselben auf die Nachwelt in der Ordnung der Dinge, und im Lauf seines Daseyns zu liegen. Alles, was Raum und Zeit bindet, ist Gesehen unterthan; wie? und die leidenschaftliche freie Willkühr der Menschen, ihr Aberwitz, ihre Rasereien sollten jeder beschränkenden Ordnung der Natur unbändig seyn, und unbändig bleiben? Erörthen sollte unser Geschlecht, wenn es so etwas auch nur im Traum behaupten wollte. Geburt, Tod, Heirathen, Fieber, selbst die Witterung hat ihren Calcul gefunden; und die schädlichen Thorheiten der Menschen sollten ihn nach einer dreitausendjährigen Erfahrung nicht finden? Nicht blos den Calcul werden sie finden, sondern auch Regel und Miegel. Ohnstreitig tobt

jene wilde Persönlichkeit, die sich einst durch Uebermuth und sinnlose Zerstörungen unsterblich machte, nicht mehr mit der Freiheit, wenigstens nicht mit der Billigung auf der Erde zuthun, mit welcher sie ehemals verehrt ward, (es wäre denn in entfernten Ländern und Winkeln;) mancherlei Ursachen tragen dazu bei, jeder zu frechen persönlichen Anmaßung Einhalt zu thun und mit Aufopferung derselben lieber die Ruhe des Ganzen zu sichern. Immer mehr verliert sich alles in größeren Massen; es wirkt durch Leidenschaftlosere, oft sogar nur durch mechanische Mittel; und muß sich also der kältern Vernunft eher fügen. Revolutionen, wie die von Attila, Dsengiskau, oder von unsern Deutschen Völsahren bewirkt ward, haben wir in Europa kaum mehr zu besorgen; und was von Europa aus die Welt drückt, ist meistens der kalte Geiz, die niedrige Habsucht. Eine Geißel Gottes fürs Menschengeschlecht zu seyn, nach diesem einst rühmlichen Hunnen-Namen wird niemand mehr gelüsten; selbst Barbaren hätten sich

sich, ihre zerstörende Natur zu raube zu zeigen. Die Werkzeuge ihrer Macht sind Eines Theils gelähmt, oder andern Sinnes geworden; kurz, was die helle Vernunft anfang, warum sollte dies das Gesetz und eine festgestellte Ordnung Aller mit Allen nicht einst vollführen? Wer hieran zweifelt, müßte es als erstes Naturgesetz annehmen, daß das Menschengeschlecht, unter das Schlechtere verkauft, zum Besseren nie gelangen könne, und daß seine klärsten, sichersten Grundsätze ewig und immer täuschende Scheinworte bleiben müßten. Ist dies aber nicht, hat der allweite Raum sich zu Sternen und Sonnen aufgeklärt, und was Chaos war nach Naturgesetzen in daurende Bahnen geregelt; so lasset uns bey dem jungen Menschen: Chaos auf unsrer Erde an dieser wünschenswerthen Entwicklung auch nicht zweifeln, vielmehr dazu alles was wir können guten Muthes beitragen. Licht ist das stilleste, aber wirksamste Element der Natur; durch seinen schnellen Stral, durch seine ungestört fortgesetzte, geräuschlose Wirkung belebet und reiniget es die

Natur, erweckt und färbt die schlummernde Blumen, macht andre Farben ersterben; es ist der stille Träger fortwirkender Schöpfungskräfte. So sei auch unsre Thätigkeit für die Nachwelt, und der ganze Lohn derselben, daß durch sie, wie durch verschlungene Lichtstrahlen, eine neue schöne Schöpfung lebe.

IV.

U e b e r

Denkmale der Vorwelt.

Erstes Stück.

DR 5

1871

1872

Journal of the American Medical Association

Vol. 1, No. 1, Jan. 1, 1912

1873

Wenn Pope sein Gedicht vom Menschen mit
der Wahrheit anfängt, daß in unserm un-
gränzten Leben uns wenig mehr nachgelassen
sei, als „umherzusehn und zu sterben:“, so meint
er mit diesem Umherschauen wohl etwas mehr,
als ein blosses Anstaunen der Dinge, das man
che Thiere mit uns gemein haben würden. Verwun-
derung ist das erste Kind der Neugierde; sie muß
aber auch eine Mutter der Untersuchung werden.
Ein Reisender, der von seiner Wallfahrt unter
Trümmern und Denkmalen nichts als die Wahr-
heit zurück brachte, „daß alles eitel sei,“ und der
seine gewonnene Gleichgültigkeit mit dem Namen
der Ruhe eines Weisen beehrte, hätte damit nicht
viel gewonnen, sondern vielleicht an seiner ehema-
ligen

ligen Wirksamkeit in einem eingeschränkteren Kreise verlohren. Schwermüthig auf den Trümmern der Vorwelt zu sitzen, mag eine malerische Stellung seyn; sie ist aber weder gnügsam noch nützlich.

Auf mehrere Weise hat sich also der menschliche Verstand sorgsamer beschäftigt, wenn er sowohl die Trümmern alter Revolutionen im innern Bau unserer Erde, als über derselben die fast allenthalben zerstreute Denkmale der Vorwelt bemerkte. Dort hat es an Hypothesen nicht gefehlt, viele dieser Erscheinungen zu einem System zu ordnen, und dadurch die Entstehung unsers Erdkörpers zu erklären; hier ist man noch auf dem behutsamern Wege, einzelne Facta zu sammeln, andere zu erklären und nur wenige kühne Geister haben sich bisher an eine allgemeine Auflösung gewaget. Wer wollte diese auch jezo schon wagen? da so viele Denkmäler noch unentziffert, andre kaum angezeigt oder mangelhaft beschrieben sind, andre, vielleicht nothwendige Zwischenglieder, uns noch ganz

ganz fehlen. Die Entdeckungen rücken indeß gewaltig fort, und der Trägste wird gezwungen, an ihnen Theil zu nehmen. Ja was noch schätzbarer ist, der Entdeckungsgeist unsrer Zeit gewinnt offenbar an Sicherheit, an unpartheillicher Darstellung, an gelehrter Genauigkeit, an zusammensetzender Wahrheit: denn die Jahrhunderte unwissender Mönche, oder täuschender Befehrungsgeister sind beinahe vorüber. Ein Reisender geht auf der Spur des Andern, Einer berichtet, Einer scheuet den Andern; und wenn, wie es zu erwarten steht, auch manche geheime Berichte, die einst eine eigennützige Politik verbarg, werden gemein gemacht werden: so wird die Geschichte der überirrdischen Denkmale in dieselbe Combination treten, in welche seit einigen Jahrzehnden die Geschichte der unterirrdischen Vornwelt bereits sehr rüstig getreten ist, ohne Zweifel mit mancherlei neuen Resultaten. Je langsamer wir dabei mit Hypothesen fürs Ganze zu Werk gehn: desto fester wird das Gebäude gerathen.

Es werden also auch mir, einem Mitwandler auf unsrer Trümmervollen Erde, einige Anmerkungen erlaubt seyn, die entweder die Gedankten anderer leiten, oder von ihnen verbessert werden mögen.

1. Zuförderst, dünkt mich, müsse man die hebräischen Sagen über die Urwelt der gesammten Auslegung aller alten und ältesten Völkerdenkmale nicht zum Grunde legen, sondern sie blos für das, was sie sind, für Nachrichten eines Hirtenvolks der Gegenden annehmen, in welchen es lebte. So wenig dem Geologen die sechs Tage der Schöpfung einen Aufschluß zum Bau der Erde geben werden: so wenig können wohl die an sich schätzbaren Familiennachrichten dieses Volks etwas Genugthuendes für alle Erdvölker gewähren. Die Genalogie der Söhne Noahs scheint nichts als eine Landcharte der Gegenden zu seyn, die der Sammler dieser Nachrichten kannte, in einer Projektion entworfen, wie er sie ansah und mit dem Stammtater

vater seines Volks nach Charakteren, die er uns nicht angiebt, in Verbindung brachte. So sind auch späterhin die rings um Palästina wohnenden Völker mit Hebräern blos nach Geschlechts-Verhältnissen in Verbindung gebracht und mit Ehre oder Schande bezeichnet. Dem Forscher allgemeiner Denkmale der Vorwelt ist diese Privatbeziehung eher hinderlich, als nützlich; sie kann ihn weit verführen, und am Ende gewann er aus ihr doch wenig mehr, als hebräische Namen. Nun ist aber aus allen Welttheilen bekannt, daß Völker selten oder fast nie sich selbst so nennen, wie sie von Auswärtigen genannt werden; geschweige daß alle Völker der Erde an Namen, die ihnen ein abgeschlossenes Volk in einer Verwandtschaftstabelle gab, künftlich seyn sollten. Was z. B. gewinnt Bruce dabei, daß er seine Kunstreichheit Eroglodyten Ruschiten nennt? als daß er uns den Pfad seiner Hypothese unsicher macht, und unsern Gesichtskreis unangenehm verengt. Ebenso wohl hätte er sie Kainiten oder Kabylen

nen:

nennen können, und hätte ihnen damit noch eine höhere Abkunft gegeben. So vergesse man bei allen Denkmalen die sogenannte Sündfluth; mögen sie vor derselben, oder gar wie die Beduinen von den Pyramiden sagen, vor Adams Schöpfung gebauet seyn; wenn dem Forscher hierüber nicht andere Merkmale Zweifel oder Aufschluß geben: so darf ihn diese Chronologie weder beruhigen, noch gegen andre Facta zu einer gewaltsamen Hypothese verleiten. Noch weniger darf er sich dabei auf die spätere Angabe, und so genannte Tradition unwissender Araber und anderer Mahomedaner verlassen, da es bekannt ist, aus wie trübhen Quellen ihre ganze Tradition geflossen sei, in welcher Unwissenheit sie solche annahmen, und mit tausend Verwirrungen vermehrten. Wenn sie ihm hier also das Grab Adams und der Eva, dort Hiobs und Abels zeigen: so haben diese Zeugnisse eben so wenig urkundlichen Werth, als wenn sie ihm die Grenzen des ehemaligen Paradieses wiesen. Schon der uralte Sammler der hebräi-

schen

sehen Nachrichten nahm diese nur aus einer Tradition auf, und setzte sein Eden an eine Quelle von vier Strömen, die auf unserer Erde nirgend, aus Einem und demselben Quell entspringen. Ein andres ist's mit Denkmalen, die durch alte schriftliche Zeugnisse genau bestimmt sind, oder an denen sich die mündliche Tradition nach gegebenen Umständen der Geschichte wahrscheinlich hat erhalten mögen. Sonst ist in den Sagen Morgenslandes über die Errichtung ihrer Denkmale dem Namen Salomons so wenig zu trauen, als in andern Gegenden dem Namen Alexanders oder Julius Cäsars.

2. Vielmehr rede jedes Denkmal für sich, und erkläre sich selbst, wo möglich, auf seiner Stelle, ohne daß wir irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen. Wenn man z. B. in Sibirien oder der Mungalei die rohesten Anfänge der Hieroglyphenschrift in Menschen- und Thierfiguren oder andern Zeichen, auf Felsen gegraben und mit rother Farbe bezeichnet, an-

trift; was schließet man natürlicher, als daß auch hier einmal ein Volk den Versuch machte, den fast alle sogenannte Wilden in jeder Weltgegend gemacht haben, und den täglich jedes Kind macht, wenn es sinnliche Figuren roh entwirft und mit solchen irgend ein Andenken bezeichnet? Unmerkwürdich sind dergleichen Figuren, nicht aber wunderbar: vielmehr müßte man sich wundern, daß solche nicht viel häufiger auf der Erde vorkommen wenn auch hiervon nicht die Ursache am Tage läge. Da nämlich in den meisten Gegenden der alten Welt die Cultur der Künste sehr alt ist, so sind dergleichen Kindheitversuche längst untergegangen, und haben sich eben nur in denen vom Mittelpunkt der Cultur entfernten Gegenden, in Nordasien, Amerika, vielleicht im innern Afrika und auf den Inseln erhalten. Würden sie einst zusammengebracht: so würde man auch an ihnen allgemein jene Perioden des Fortganges menschlicher Geschicklichkeit und Uebung sehen, die man im Besondern bei jener

der Kunst, z. B. bei der Sinesischen Schrift, bei den Hieroglyphen der Aegypter, ja nach einer vergleichenden Zusammenhaltung verschiedener dieser Nordasiatischen Figuren selbst an ihnen deutlich wahrnimmt. a) Auf undenkliche Zeiten vor unsrer Geschichte ergiebt sich aus solchen Versuchen kein Schluß: denn wie leicht war der Versuch zu machen, und mit wie vielen gebildeten Völkern ist diese Nordstrecke Asiens von jeher in Verbindung gewesen!

Wenn im vordern Asien dagegen Alles so verwüstet ist, daß man, außer den Trümmern von Balbeck und Palmyra, die ihre Wüste schützte, in Syrien, Palästina, Mesopotamien, Assyrien und Chaldäa von den alten Wundern der Welt und ihren Hauptstädten sogar wenige oder keine Reste antrifft: b) so erklärt sich dies abermals lei-

N 2

der

a) Strahlenberg, tab. 16. 17. 14. 4.

b) Als ein sehr brauchbares Register der Denkmale des Alterthums auf der gesammten Erde können Oberlins

der aus der bekannten Geschichte dieser Völker, aus den Materialien, von denen ihre Städte und Denkmale aufgeführt waren, endlich aus der Veränderung des Bodens und des Klima dieser Gegenden selbst. Ein steinerner Höhengiß bei Aradus, Todtengrüfte in Felsen, Reste von Wasserleitungen in der Wüste, überbliebene Hausen von gebrannten, zum Theil mit Buchstaben bezeichneten Steinen an Orten, wo einst die größte Pracht der Welt blüthete, sind gleichsam das Mindeste, das man erwarten kann; von welchem Mindesten man also auch um so mehr Gebrauch machen sollte. Wo irgend es möglich wäre, sollte

orbis antiqui monumentis suis illustrati primæ literæ, Argent. 1790. dienen. Meiners Beschreibung alter Denkmale, Nürnberg. 1786. erstreckt sich nach C. 12. nur auf diejenigen, „deren Urheber gänzlich unbekannt sind, und die alle auf das Daseyn größerer und gebildeter Völker schließen lassen, als man bey der Entdeckung der neuen Welt in grosser Entfernung von diesen Monumenten antraf.“

te kein beschriebener Stein dieser Gegenden über-
gangen; ja nirgend auf der Erde ein unverständ-
liches Alphabet geringe geschätzt werden; es kann
mit andern zusammen gehalten, es kann einst ver-
standen werden. Lobenswürdig ist also die Mü-
he, die Hr. V. Niebuhr sich bei seiner Nachforsch-
ung der Inschriften zu Mesopotamien, in Arabien
und dem Theil Aegyptens gab, den er bereisete;
hätte Bruce bei den viel mehrern Hieroglyphen,
die er sah, diese Mühe verfolgen können: so wä-
ren wir schon weiter; da er selbst nur die Summe
aller auf zweihundert und einige zählte. Setzt
man diese Mühe dann einst bei den Denkmalen
in Indien, im süd- und östlichen Afrika, auf Cey-
lon, in Sardinien, im westlichen Nordamerika und
wo sich sonst Charaktere finden; fort, und mach-
te Europa zur Niederlage derselben: so würde man
wenigstens hie und da, sie an einander reihen
können; und sich nicht bloß an dem dunkeln Na-
men Gudekanter Charaktere begnügen, sondern

Ein sprechendes Denkmal kann uns einst als ein Kapitel der Genesis, als eine Stimme der Vorwelt gelten.

3. Der Erklärung der Denkmäler ist es nicht vortheilhaft, wenn man die Völker, unter denen sie errichtet worden, abgetrennt, und gleichsam so isolirt betrachtet, als ob keine mehr auf der Erde gewesen wären. Die gezwungene Voraussetzung, die uns hierüber anlebt, entspringet Theils aus den wenigen Nachrichten, die wir vom Zusammenhange und Handel der alten Welt haben; noch mehr aber aus der gedrückten Vorstellung, die uns der Zustand Europa's während seiner barbarischen Jahrhunderte eingeprägt hat. Gewissermaßen aber war dieser Zustand nur ein trauriger Zwischenakt in der Geschichte; der doch auch damals das große Verkehr der Völker in Asien, Afrika, und Europa nicht ganz aufhob, und

wenigsten aber ältern Zeiten zum Nachtheil gereichen darf. Unsere Genesis selbst in ihrem eingeschränkten Patriarchen: Kreise, verräth einen Zustand der Welt, in welchem nothwendig viel Gemeinschaft der Völker unter einander, Gewerbe, Künste, selbst Wissenschaften und Luxus waren; und doch lag es ja am wenigsten in der Lebensart herumziehender Hirten, Dinge dieser Art aufzuzeichnen. Da nun die Geschichte der Griechen so jung und entfernt ist, warum wollten wir nicht noch gegenwärtige Thatfachen als Zeugen gelten lassen, gegen welche sich doch überhaupt ein auswärtiger, später Geschichtschreiber, wie ein schwägender Hauch verlieret? Konnte Persepolis, konnten die Gräber der Könige in seiner Nähe,

N 4

konnten

a) S. Fischers Gesch. des teutschen Handels Th. 1. Sprengels Gesch. der geogr. Entdeckungen, Anderson, Bruce, Robertson u. s.

d) Gatterers Kurzer Begriff der Weltgesch. Th. 1. S. 31. f. hat davon ein kurzes Bild gegeben.

Konnten die Indischen Tempel in Glura, auf Salsetta, Elephante, Ceylon, endlich alle berühmten Alterthümer des Ober Aegyptens, bis tief in die Wüste und Abessinien hinein, ohne Künste und Luxus gebauet werden? Sehr erfreulich war es mir also, da ich von einem philosophischen, die Geschichte weit : umfassenden Denker allen seinen Mitforschern die Wahrheit laut : zu : gerufen fand : e) „das Menschengeschlecht ist nur Eins. „Es hat in allen Zeitaltern in einander gewirkt, „und wird und soll in einander wirken.“ Denn so schwer es wird, bei Behandlung der Geschichte und ihrer Denkmale dies jeden Augenblick sichtbar zu machen : so ist es doch der Reim des ganzen lebendigen Körpers unsrer Geschichte. Das menschliche Geschlecht ist Ein Ganzes, seit seiner Entstehung hat es angefangen und sich zu organisiren, und soll diese Organisation vollenden.

Dem

e) Schölers Weltgeschichte Th. I. Bz. hin und wieder.

Den Denkmälern des Alterthums wird also ein großer Aufschluß, wenn man auf die Wege des Völker-Vereins und Völker-Verkehres merket. Viele Denkmale liegen offenbar selbst auf dem Wege dieser Gemeinschaft und sind wahr- scheinlich durch ihn entstanden. So die Alterthümer an der Küste des östlichen Afrika; so vielleicht jene andre an der westlichen Küste der Indischen Halbinsel. So wars mit Babylon; Damaskus, Palmyra, Tyrus; mit einigen Resten des nördlichen Asiens scheint es nicht anders; und ich halte z. B. die Stadt Madchar, über deren sonderbaren Ursprung von den wilden Madsharen so manche Verwunderung geäußert worden, f) für

Madchar, N. 5. nicht

Madchar, N. 5. nicht

h) G. Büschings Magazin Th. 5. S. 533. Schon Sischer, einer der verdienstlichsten Männer um die Nord- östliche Geschichte, vermuthete den Persischen Ursprung dieser Stadt; meine Hypothese ist aber nicht völlig die seine. Gefundene Inschriften würden die beste Auskunft geben.

nichts als einen Handelsort, eine Niederlage der Perser auf einem allgemeinbekannten Wege des Welthandels. Wenn sich, wie ich kaum zweifle, Inschriften daselbst finden, so werden diese ein Mehreres erklären. Sagen indes auch manche Denkmale nicht unmittelbar auf den Handelswege der Völker; sehen sie Reichthum, Handel, mithin Gemeinschaft der Nationen, selbst Nachahmung in Künsten voraus, und die Geschichte gäbe kein Licht darüber; so müssen uns Sagen statt der Geschichte gelten, und da dünkt mich, könnte doch die alte Aegyptische, Persische, Indische Fabel, wenn sie von so bündigen Zeugen, den Denkmälern selbst, unterstützt wird, uns immer statt eines Homers jener Nationen dienen. Ueberhaupt scheint Asien von jeher ein vielbelebter Körper gewesen zu seyn; und noch jezo ist's die Mutter und das Grab alles Welthandels.

4. Nur der Zustand einer jungen Welt kann uns die Pracht-Denkmale des hohen

[illegible]

diese Hölen zu formen und zu bezeichnen, vorliegende Felsen zu Götterbildern, Sphynxen und Obelisken zu bilden; ein Zusammentreffen solcher Umstände in einem solchen Zeitalter, machte allein dergleichen Denkmale möglich. Wir können und werden jetzt so wenig Obelisken als Pyramiden bauen; selbst die Zeit unsrer großen Gothischen Kirchen scheint in Europa geendet; unser Fleiß, unsere Staatskunst wendet sich auf mehrere, schnellere, oft auch nützlichere Gegenstände. Daß auf die Gräber der Könige so viel gewandt wurde, beszeigt vollends die Jugend der Welt. Man erfreute sich seines irdischen Lebens, man wünschte Unsterblichkeit, und hatte sich noch nicht getrauet, sich jenseit des Grabes derselben zu versichern; man suchte sie also im Grabe. Dem Mann, dem bei einem kurzen Leben die Welt zu Gebot stand, erbaute sich die prächtigste ewige Wohnung, in welche er als Leichnam, der Sage nach oft mit vielen Schätzen, aber auf einem

ver-

verborgnen, nur den Priestern bekannten Wege hineinschlüpfte und da ewige Ruhe oder ein ewiges Leben im Grabe hoffte. Alles dies athmet den Geist jugendlicher Weltzeiten; Er war der Riese, der diese Denkmale erbaute.

5. Bei allen Denkmalen der Vorwelt muß man nicht nur zurück auf die Ursachen sehen, die solche beförderten, sondern auch auf die Wirkungen, die dadurch befördert wurden: denn kein Kunstwerk steht todt in der Geschichte der Menschheit. Jedermann sind die neueren Hypothesen bekannt, durch die man auf Ein Urvolk der Künste und Erfindungen hinaufzusteigen versucht hat; man bemühte sich um sie, seitdem man den Karsten Noah als völlig unbrauchbar ansah. Einen unpartheiischen Forscher der ältesten Denkmale darf vorjekt noch keine solche Hypothese kümmern; in der Zusammenwirkung der Völker, in lauter Versuchen zu ihrer Organisation

liegt

liegt ihm das erste Urvolk; und er sieht in der Kette der Dinge nicht nur zu dem hinauf, was vorherging, sondern auch zu dem, was daraus erfolgte. Vor allem fällt ihm da die gleichsam zum zweitemal geschaffene Natur des Menschen, d. i. die ungeheure Neigung ins Auge, mit der Jedes dieser ältesten Völker noch nach Jahrtausenden an seinen Erdstrich, an seine Religion und politische Satzungen gebunden ist. Kein Europäisches Band vermag die Völker zu binden, wie z. B. die Indier an ihren Ganga, an ihre heiligen Dörfer und Pagoden gebunden sind. Die Perser waren mit ihren Feuertempeln weniger an ein Vaterland geheftet, da der Pallast Dschemschids nur ein Heiligthum ihrer Staatsverfassung gewesen zu seyn scheint. Und doch, wie sehr hat auch dies Volk eben in seinen Urgegendenlauf manche zum Theil noch unerkannte Art fortgewirkt! Die Hölen und Tempel des obern Aegyptens sind längst eine Wohnung der Nachtvögel

vögel und Räuber; die Wirkung derselben aber, ihre sogenannte Weisheit, ihre Geheimnisse, ihre Symbole, wie weit umher ist sie verpflanzt! in welchen Formen ist sie metamorphosirt worden! Endlich die armen Krypten des Jüdischen Landes, ursprüngliche Hölen der Trogloditen, nachmals Gräber der Könige und der Reichen, zu wie Manchem haben sie Anlaß gegeben, was ohne sie schwerlich auf so viele Völker verbreitet wäre! In diesen unterirdischen Gräbern ward eine Versammlung der Väter, ein Todtenreich, (Scheol) voll ewigen Schattenlebens. Hier flossen Bäche Belials: hier nagte der Tod; hier in diesen Felsenklüften ward Auferstehung offenbaret. Wäre, wie in Indien, im vordern Asien der Körper verbrannt worden: so wäre wahrscheinlich die Idee der Seelenwanderung auch hier entstanden oder fortgepflanzt worden, und die Vorsehung hätte sich auf einer andern Stelle der Erde einen Geburtsort trostreicher Hoffnungen, deren das bedrückte

Men:

Menschengeschlecht bedorste, erwählet. So allent-
 halben. Keine Wirkung, die durch ewige Denk-
 male ins Herz der Menschen gehauet werden konn-
 te, hat ihres Zweckes verfehlet. Lasset uns z. B.
 hören, wie ein armer Israelit nach einer 1200jäh-
 rigen Verbannung sich nach den nackten Gebürgen,
 den Gräbern und Denkmalen seines uralten, von
 ihm nie gesehenen Vaterlandes sehnet. g)

Seufzer nach den Denkmalen des heiligen
 Landes.

Eine Elegie.

Hast du vergessen der Deinen, die jammernd
 schmachten in Fesseln?

Bion, vergiffest du jener unschuldigen
 Schaar,

Eines

g) Jehudah Hallevi hieß er, der Uebersetzer oder
 Verfasser des Buchs Kosri. Er lebte im zwölften
 Jahrhunderte, einer der größten Bedrückungszeiten
 seines Volks; daher man ihm die heftigen Stellen
 verzeihen wird, die ihm der Schmerz gegen andre
 damals lebende Völker auspreßte.

Eines Nestes der Herde, die sonst in ruhigen
Thälern

Vor dir weidete; jetzt fremd, und ent-
fernet von Dir.

Nimmst du den Frieden nicht an, h) mit dem
von jeglicher Seite

Sie dich grüssen, wohin irgend ein Trei-
ber sie trieb?

Ach den Gruß eines Sklaven, der noch in den
Fesseln zu hoffen

Waget; es rinnen ihm Zähren nach Zäh-
ren hinab,

(Wie der Thau vom Hermon in nächtlichen
Tropfen hinabrollt;)

Glücklich, könnt' er sie nur weinen in Deis-
nen Schoos!

Könnte

h) Der gewöhnliche Friedensgruß mehrerer morgenlän-
discher Völker.

Könnte mit ihrem Wade nur Deine verödeten
 Hügel,
 feuchten! Und dennoch, mein! sinket die
 Hoffnung ihm nicht.
 Wenn ich dein Elend beweine, so gleich Dich
 der nächtlichen Eule;
 Harfe des Dankes wird, Harfe der Freus-
 de mein Herz,
 Denk ich deiner Erlösung. O Beth: El, heilig:
 (i) (ge Stäte, ii)
 heilige Hallen, wo einst sichtbar der Ewig-
 ge sprach,
 Wo die azurnen Thore des Himmels sich nimm-
 mer verschlossen;
 Sonne, Mond und Gestirn wichen dem
 herrlichen Glanz
 Got.

i) Ein schönes poetisches Bild. Sein ganzes vers-
 öderes Land redet der Dichter als den nackten Stein an,
 auf welchen der Stammvater seines Volks, Jacob,
 einst das Haupt legte, darüber den offenen Himmel
 sah, und die Verheißung des Ewigen hörte.

Gottes. Könnt' ich ergießen mein Herz, wo
des Ewigen Geist sich
auf der Jünglinge Schaar, Israëls Jüng-
linge goß.

Seliger Ort! dem Höchsten der irdischen Thron-
ne zu heilig,
nur dem Schöpfer geweiht, nur des Er-
habensten Thron;

Ach, und entweiht jetzt von verwegnen Knach-
ten!) O Könnt' ich
einsam irren umher, Zion, in Trüm-
mern von dir;

Könnt' in trauriger Stille, auf dunkeln Fittis-
gen schwebend,

zu Dir tragen mein Herz, weilt und vom
Jammer geknirscht,

Könnte mit meinem Angesicht dort hinsinken zur
Erde,

dest anschließen die Stien an den gesegne-
ten Staub,

Und

Und aufrichten sie dann zu den Gräbern mei-
ner verwesten

Väter, anstaunend jetzt Hebron, der Kö-
nige Grab,

Euch, ihr Berge, die ihr die grössten Lichte-
der Welt deckt;

Zion, so athmete ich Aether der Geister in
Dir.

Nackt und entsohlet würd' ich mit Wohl lust suchen
den Erdgrund,

Der, sich eröffnend, Dich, Lade des Buns-
des, empfing,

Dich in den dunklen Schoos, du Heiliges, der
Heiligen, aufnahm

Dass des Verruchten Hand nimmer entweiss-
hete dich.

Hingestreuet des Hauptes Schmuck auf deine
Gefilde,

wäre Verwünschung mir, mir dem Verz-
weifelnden Trost.

Jede Vermünschung, womit ich den Tag des
 Sammers belege,

der dich verödet, o Land, wäre mir ein-
 zige Lust;

Sonst ist jede mir schnöde, so lang' ich von Hun-
 den den Löwen, k)

Fürsten von Sklaven zerfleischt, Edle von
 Raben zerhackt

Sehe gezerret umher, Ich scheu und hasse das
 Taglicht,

das so scheußliche mir, schreckliche Bilder
 mir zeigt,

Der

k) Bei dieser Stelle soll der Verfasser, da er im fünf-
 zigsten Jahr seines Alters nach Palästina gezogen war,
 und mit zerrissenem Kleide, mit entbloßten Füßen
 diese Elegie singend, Jerusalem betreten hatte, sein
 Leben gewaltsam verloren haben. Vielleicht nur
 eine ausschmückende Tradition, um diese Stelle recht
 zu bezeichnen.

Der du den Kelch der Trübsale mischest, halt'
o Erbarmer,
halt' ein wenig! Gefüllt ist er mit bitterem
Trank.

Laß mich erholen mich, und allen Jammer
noch Einmal
fühlen; und gieße den Rest völlig dann
über mich aus.

Krone der Schönheit, ermuntere dich. Erwach'
o Geliebte,
Denke, Zion, der Huld, denke der Liebe
zu dir,

Welche die Herzen deiner Gespielen mit mächtigem
Reiz zieht,
Daß dein Wohl sie entzückt, daß sie dein
Jammer betrübt.

Aus der Gefängniß Klust sehnt ihre Seele zu
dir sich;
Knieen sie nieder; zu dir neiget sich seh-
nend ihr Haupt.



Nimmer vergisset die Heerde, von jenen Höhen
verschouchet,

Deiner Hürde; sie denkt ihrer im dunkelsten
Thal,

Schmachtet ächzend zurück zum Schatten der
heiligen Palmen,

lenket immer zu dir seinen ermatteten
Tritt.

Dreimal selige Burg! kann, übermüthig im
Stolze,

Pathros gleichen sich dir, Sinear glei-
chen sich dir?

Mag ein unheiliger Spruch sich deinem Urin
und Thummim

gleichen? Besitzt ein Volk, was du vom
Himmel empfangst?

Wo sind ihre Gesalbten des Herrn? wo ihre
Propheten?

wo des Levitenchors göttlich: entzündetes
Lied?

O die Reiche der Götzen, sie werden im Rauche
vergehen ;

Du nur, Wohnung des Herrn, du nur,
Erfohrene, bleibst.

Heil dem Manne, dem einst in deinen Mauern
die Ruh wird !

Heil dem Manne, der harret, bis er mit
Jauchzen erblickt,

Daß dein Morgen erscheint, daß deine Freude
nun ausbricht,

Daß sich Alles erneut, wenn du dich wie
der verjüngst.

Also der Israelit; und wem gingen nicht sonderbare Gedanken auf, wenn er einen so tiefen Eindruck alter Einrichtungen, verfallener Denkmale, oder Gräber noch nach Jahrhunderten bemerkt, und dies Jammern und Jauchzen höret? So vieles dabei dem Dichter eigen, und in seiner individuellen Lage gegründet gewesen seyn mag;

so unangenehm es seinem ganzen Volk seyn würde, wenn man es aus aller Welt Ende ins verödete Palästina beschränkte: so ist es schon merkwürdig genug, daß nach einer so langen Verbannung Wünsche und Seufzer dieser Art von Tausenden wenigstens noch in Worten, Bildern und Gebräuchen festgehalten werden. Und noch werden wahrscheinlich manche Jahrhunderte hin die Trümmern Jerusalems und was dem anhängt, Millionen der Menschen im Andenken seyn und ihnen Bilder des wahren oder falschen Trostes, Reize zu Liebe und Haß, Hoffnungen, Ahnungen, Prophezeihungen gewähren. Ihr Bau ist einmal gleichsam im Herzen der Zeit, im Jugendunterricht und in der Religion gegründet. Lasset uns dagegen sehen, wie Muhammedanische Prinzen die Ruinen Persepolis betrachteten, und was sie auf ihnen anzuzeichnen gut fanden. 1)

Gott

1) Niebuhrs Reisebeschreibung Th. 2. S. 239.

Gott allein bleibt!

Wo sind die Könige, die Allererhabensten?
Sie waren nur so lange, bis das Schicksal
den Todesbecher ihnen bot.

Wie viele stolze Städte blühten einst!

Sie sanken, und der Tod begrub mit ihnen
all ihre Lebenden —

* * *

O wisse, Creatur, nur Gott besteht!

Du wünschest dir das Reich des Solimann;

Wo ist nun Solimann? Von seiner Pracht,
von seiner Größe, seinen Schätzen nahm

er nichts mit sich. Was Staub betritt,

wird Staub;

ein Menschenantlitz decket jede Schichte

der Erde; jeder Tritt vielleicht betritt

hier einen Königssohn. Von dem Vergangnen

erfreuet uns Ein Ruhm nur, gute That,

Wer Tugend sucht, begehrt nichts mehr als sie.

So

So sammeln sich die Menschen Weisheitsprüche aus Trümmern, die ihre Vorfahren selbst veranlassen haben. Jeder indessen dieser verschiedenen Eindrücke, die aus Denkmälern der Vorwelt hervor gingen, ist dem Forscher der Menschheit wichtig.

Und so wird es mir denn erlaubt seyn, nach den hier geäußerten Grundsätzen, einige Betrachtungen über dieses und jenes Denkmal der Vorwelt anzustellen, und wo die klare Geschichte nicht hinreicht, einige Muthmaassungen zu äußern. Zeitig genug kommen wir auf unserm unbefangenen Wege zu Griechenlandes und Italiens Denkmälern, mit denen sich ohnedies die Einbildung am liebsten beschäftigt.

V.

U e b e r

Denkmale der Vorwelt.

Zweites Stück.

Abstract and Summary 3

ALL INFORMATION CONTAINED

Um aller Rangsucht über das älteste Alterthum eines Urvolks zu entgehen, fangen wir mit Denkmalen nicht einer Vergnation, sondern eines Volkes im schönsten Klima, an den Ufern des Ganges und weiter hinab auf der Indischen Halbinsel unsere Betrachtung an. Mögen die Bramanen, der Sage nach, aus Norden gekommen seyn: so soll uns dieser Norden noch eben so wenig als die Chronologie ihres Alterthums bekümmern; einige Denkmale der Indischen Religion sind vor uns; sie sollen uns leiten.

Freilich fehlt uns hiebei, noch ungemein vieles. Die alten Denkmale und Tempel des eigent-

gentlichen Indiens sind uns noch wenig bekannt, geschweige daß uns über ihre Einrichtung, ihre Figuren und Inschriften Kunstmäßige Nachricht gegeben wäre; fast nur vom westlichen Rande der Halbinsel kennen wir die Alterthümer auf Elephanten, und Salsette, die Hölen zu Canara und wenigens mehr, etwas genauer, deren deutlichste Nachricht und Abbildung wir unserm Landsmann Niebuhr zu danken haben. a) Auf der andern Seite der Halbinsel bei dem berühmten Tempel des Jagrenat, den Denkmalen bei Madras, b) und weiter hinan, den Ganges hinauf, bis zu dem grossen Gebürge sind wir über Bildsäulen, Tempel, ausgehauene Göttergeschichten, Inschriften u. f. noch in einer tiefen Dämmerung: denn wenn Reisende hie und da mit kurzen Worten etwas

a) Niebuhr Reisebeschr. Th. 2. S. 16. u. f.

b) In den Dänischen Missionsberichten sind hie und da (Th. II. III. V. VI.) z. B. von der Pagode zu Sidambasam, den Denkmalen bei Madras u. f. einige gute, obwohl

was anzeigen; so ist dies selten befriedigend, obgleich immer lehrreich. Das Beste hoffen wir hiersüber von der gelehrten Gesellschaft zu Calcutta, die in genauerer Beschreibung einiger Alterthümer, wiewohl meistens noch ohne Zeichnungen, bereits einen Anfang gemacht hat. c) Wandelte einen

Britz

wohl unzureichende Nachrichten gegeben. In den Sketches chiefly relating to the history of Indostan Lond. 1790. sind S. 94. u. f. eine Reihe merkwürdiger Denkmale nur angeführt, und in Tiefenthalers Beschreibung von Hindostan sind sie als heidnischer Ursprungs meistens mit großer Verachtung abgefertiget worden. Das Englische Werk, a comparative view of the ancient monuments of India 1785, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; der Anzeige nach soll es auch vorzüglich nur von den Denkmälern auf Galferte handeln. Riems Monumente Indischer Geschichte und Kunst (Berl. 1789.) enthalten im ersten Stück die Grabmale der Kaiser Ashur und Smeria Schach, mitbin Proben nicht eigentlich Indischer, sondern Arabischer Baukunst. In Tavernier, Grose, Anquetil und mehreren Reisebeschreibungen steht manches Gute, das aber auch bei weitem nicht zureicht.

c) Vor allen bemerke ich W. Chamber's account of the Sculptures and Ruins of Mavalipuram im ersten Theil der Asiatic.

Written die Leidenschaft an, eine architektonisch-malerische Kunstreise durch Indien zu veranstalten; oder gefiele es Hrn. Hastings, der sich um die Indische Literatur für Europa bereits sehr verdient gemacht hat, auch Zeichnungen und Nachrichten von alten Denkmalen, wenn er solche, wie wahrscheinlich, gesammelt, bekannt werden zu lassen: so wären wir auf einmal viel weiter.

Aus Dem indeß, was wir von Indiens Denkmälern bisher wissen, ergiebt sich, daß der in ihnen herrschende Geschmack, so wie ihr ganzer Zweck äußerst local und national sei, so daß, woher auch die Samenkörner der Kunst und Religion an den Ganga gekommen seyn mögen, sie an

Dem:

Asiatic Researches p. 145. seq. Im zweiten Theil sollen von andern Denkmälern Nachrichten enthalten seyn, so wie im 7. Bande der Britischen Archäologie Beschreibungen der Alterthümer bei Bombay; beide Bücher habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu gebrauchen.

Demselben eine völlig eigne Natur angenommen haben. Lasset uns diese Beschaffenheit in einigen Stücken nach Vortheilen und Nachtheilen entwickeln.

Die meisten Denkmäler Indiens hat die Religion gestiftet: denn wir wissen mit welcher Macht diese über alle Stämme des Volks noch jetzt herrscht. Ihr gehören jene wundersamen Tempelhölen, voll ausgehauener Göttergesichten, jene zahlreichen Pagoden, in denen sich auch Statuen des Gottes oder der Götter finden, denen sie als Wohnungen geweiht sind. Ihr sind die Gemälde, die man an Processionen von Göttern und ihren Thaten umherträgt. Ihr endlich sind jene unzähligen Ruhegebäude und Säulengänge, mit denen die Indier ihre heiligen Teiche gezieret und umfaßt haben, so daß in mehr als

Einem Betracht mancher unruhige Europäer dieses schöne Land als den Sitz uralter Ruhe, Güte und Sanftmuth anstaunte. Nun sind viele ihrer Göttergeschichten so zart gedacht, ihre Mythologie ist so ganz eine Metaphysik des Blumen- und Pflanzenlebens, daß man aus ihr die schönsten Abbildungen der Kunst hoffen mußte. d) **Brama**, das indische Symbol der Schöpfung erscheint auf einem Lotosblatt, schwimmend über dem ruhigen Meer; sein Weib **Sarasswadi**, die Göttin der Wissenschaft und der Harmonie, hält ein Buch in der Hand, oder spielt die Citter. **Wischnu**, die erhaltende Kraft der Welt, zeigt sich in seinen ein und zwanzig Verkörperungen zwar mehrmals in fürchterlichen, einigemale aber auch in sehr annehmlichen Gestalten. Als die schöne **Mojes**

d) G. Die Mythologie der Indier bei Baldeus, Sonnenrat, W. Jones on the Gods of Greece, Italy and India in den Asiatic Researches Vol. I., Forsters Anmerkungen zur Fontana, dem übersetzten Bagawadam u. s.

Mojeni bezauberte er den Gott der Zerstörung selbst. Als Rama erschien er wie ein schöner Jüngling, Bogen und Pfeile in seiner Hand, und befreiete die Welt von Ungeheuern und Riesen. Als Vajrapatrem und Prassurama lehrte er die Menschen Fleiß und Tugend; in jener Verwandlung wußte er selbst nicht, daß er Wistnu sei und trägt den Pflugschaar. Als Krisna kam er auf die Welt, die grausamen und stolzen Könige zu stürzen. Alle Götter hielten sich bereit, ihn anzubeten, sangen sein Lob und warfen ihn mit Blumen. Die Harmonien der Engel erklangen und alle Sterne sahen Glückbringend nieder. Von einer Hirtin erzogen, hütete er als Schäfer die Heerde; die melodischen Töne seiner Hirtenflöte lockten die wilden Thiere zu ihm, sie bezauberten Schäferinnen und Schäfer; neun liebende Mädchen sind in seinem Gefolge, mit denen er tanzt und scherzet. Er tödtete die ungeheure Schlange Kalija; schützte den tugend samen König Darma : Raja ;

fand allenthalben Anhänger und Freunde, und lebte ein fröhliches Leben bis zu seinem selbsterwählten Ende. Er ist der Lieblingsgott der Indischen Weiber; in seinen Abbildungen erscheint er vor allen Rama's mit Blumen gekränzt, mit Edelgesteinen geziert, leicht und fröhlich. Dergleichen Vorstellungen Wisnu's giebt's noch mehrere, und seine Gemahlin sowohl als Einer seiner Söhne sind Bilder der Schönheit. Lakshmi seine Gemahlin, die Göttinn des Reichthums, entsprang mit der Göttinn der Wissenschaft und der Harmonie aus dem Milchmeere; Wisnu fand sie in einer Rose von hundert und acht Blättern, tausend und acht kleinen Blättern; und erzeugte mit ihr Rama, oder Manmadi, den Herzensnager, den Gott der Liebe. Dieser ist ein Kind; den Köcher trägt er auf dem Rücken, Bogen und Pfeile in seiner Hand: sein Bogen ist von Zuckerrohr, mit Blumen umkränzt; eine Schnur Bienen ist seine Senne; seine Pfeile sind zugespitzte Blumen; er

reis

reitet auf einem Papageien-Weibchen. Sein schönes Weib, Kadi, die Zärtlichkeit, kniet auf einem Pferde und drückt jagend einen Pfeil ab. Selbst Iswara oder Siva, der Gott der Zerstörung, erscheint nicht allenthalben schrecklich: als ein wunderschöner Bettler wußte er einst die tugendhaften Weiber mit Liebe zu bezaubern, daß ihre sonst reinen Gelübde und Opfer nicht mehr galten. Dies sind die Hauptgottheiten der Indier und außer ihnen giebt es auch in der Zahl der Untergötter, der Dichtung nach, sehr artige Gestalten. Indra, der Gott des Luftkreises, der zwar den Donnerkeil führet, nicht aber ein tosender Gott ist, wohnet als König der Genien und guten Geister im überirdischen Paradiese, dreier Welttheile Beherrscher. Sanft berühret sein Wagen die Gebürge der Erde, und außer dem Donnerkeil ist eine Blume in seinen Händen. Der Seegott Varuna schwimmt auf einem Fisch; die Göttinn des Flusses Ganga gehet auf dem

stillen Ströme und trägt zwei Wasserblumen in ihren Händen. Arun ist der Wagenführer der Sonne; er lenket zwölf oder sieben Rosse durch Kraft des Gottes Surija, der hinter ihm sitzt; und zerstreuet die Schatten der Nacht. Vareda, Brahma's Sohn, ein Gesetzgeber, groß in Künsten des Krieges und Friedens, trägt die Vina, eine hölische Laute in seiner Hand, die der harmonische Geist der Luft bewege. Die Indischen Musen und Nymphen endlich, Personificationen der unschuldigsten und schönsten Wesen der Natur, der Bäume, Pflanzen, Blumen, der Jahreszeiten, ja selbst der musikalischen Töne, sind beinahe die zarteste Sprosse einer menschlichen Dichtung. Was kann nicht aus Geschöpfen dieser Art in Bildern geformet, und in der vorstellenden Kunst sowohl als in tonreichen Worten gedichtet werden?

Fügen wir nun hinzu, daß die Indier, ins
sonst

sonderheit in den obern Stämmen ein schöngebildetes musikalisches Volk, und das weibliche Geschlecht unter ihnen, nach der glaubwürdigsten Reisenden Zeugniß, in der Kindheit und den jüngeren Jahren von sehr zarter Bildung sind: fügen wir hinzu, daß die Religion der Bramanen, nordwärts ausgegangen, unweit der Gränzen von Kaschmire, im Mittelpunkt der Schönheit Asiens, ihren ersten mythologischen Wohnsitz aufgeschlagen und Krisna bei seiner Erscheinung sich die schönsten fröhlichsten Stämme gewählt habe; ziehen wir den feinen sinnlichen Geschmack der Bramanen in Betracht, der von Wein und Thierspeise gesondert, die Blume und das Wasser feiner als irgend eine andre Nation kostet, die Organe des Gefühls, der Sinne und der Einbildungskraft rein erhält, und keine stürmische Leidenschaft der Seele von langen Generationen her kennet: bemerken wir, daß unter allen Nationen der Erde die Indier das einzige Volk sind, das die

sinnliche Wohlust zur schönen, ja sogar zur gottesdienstlichen Kunst gemacht hat; e) und fügen dann die zarte Genauigkeit, den religiösen Fleiß, die unermüdlische Aufmerksamkeit dazu, mit denen vielleicht nur sie Werke der Kunst vollführen konnten, wie sie Werke des mühsamsten Fleißes vollführen; was werden wir von ihren Abbildungen so feiner Dichtung nicht auch in Gemälden oder andern Vorstellungen erwarten. Und wenn wir Gelegenheit hatten, Indische Malereien oder andre Kunstwerke aus den jetzigen Zeiten ihres allgemeinen Bedrucks und Verfalls zu sehen und die schönen Farben, den feinen Fleiß, die zarte Seele in ihnen zu bemerken; wer würde nicht neugierig auf die Denkmale ihrer bessern und besten Zeiten! wer wünschte nicht am Berge Meru

ei:

e) S. Hierüber Gröse, de Pages, Macintosh, die Sketches relating to the manners of the Hindoos, und die Nachricht jedes Reisenden, der nicht gegen die Nation eingenommen war.

einen Parnass, auf Agra's Fluren ein Thessalien,
und an den Ufern des Ganga ein Asiatisches Athen,
zu finden?

Ganz betrügt uns vielleicht diese Hoffnung
nicht; und wenn einst die Denkmale der Kunst
und Dichtung jener Gegenden uns wie
die Griechischen dargelegt würden; so wird nach
manchem schon bekannten Winke man wenigstens
Bedenken tragen, die Indier hinfort, in Anse-
hung der Kunst und Dichtkunst, noch hinter die
Aegypter zu setzen, und sie, die unter allen Völ-
kern der Erde vielleicht am wenigsten Barbaren
sind, unter rohe Barbaren zu zählen. Niebuhr, ^{f)}
der viele Aegyptische Denkmale gesehen hatte, fin-
det die Basreliefs und Statuen im Tempel auf Ele-
phante viel besser in der Zeichnung und Stellung
als die Aegyptischen Figuren; er bemerkt an meh-
rern derselben zornige oder furchtsame Mienen
und

f) Niebuhrs Reisebeschreibung Th. 2. S. 32. u. f.

und äussert überhaupt von diesen ungeheuern, in Felsen ausgehöhlten Tempeln die Meinung, daß sie nicht weniger Arbeit und weit mehr Kunst gekostet hätten, als die Aegyptischen Pyramiden. W. Hunter g) rühmt an einigen dieser Riesenfiguren „sehr schön gebildete Theile, in denen das Schwellen der Muskeln und mancherlei Affect, z. B. der tiefe, stille Gram, in andern Verachtung und Unwille wohl ausgedrückt sei; er findet bei den meisten ein regelmäßiges Verhältniß der Glieder, und bemerkt bei den Hölen zu Canara, daß da in ihnen keine Misgestalten, wie auf Elephanten und bei Umbola gefunden werden, diese Kunstwerke vielleicht die ältesten von allen und zu einer Zeit gearbeitet seyn möchten, da der Geschmack und die Mythologie des Volks noch nicht verdorben waren.,, Hätten wir nun genügsame Beschreibungen, ich will nicht sagen, Abbildungen:

g) Ebelings Sammlung von Reisebeschreibungen Th. 9. S. 466. u. f. Hamburg 1787.

dungen von Indischen Denkmalen des höheren Landes, um nur einigermaassen die Geschichte der Kunst dieses Volks verfolgen und Ursache angeben zu können, wie, wo und wann die Misgestalten der Bilder angefangen oder aufgehört haben? Kennen wir die Bilder der Götter und Helden in ihren verschiedenen Erdstrichen, Sätzen und Tempeln mit einiger Genauigkeit: so würde es leicht werden, zu unterscheiden, wo z. B. die dicken Lippen und andre fremde Züge der Gestalt und Kleidung zu finden oder nicht zu finden sind, und wie sie sich mit der unstreitigen Geschichte, Mythologie und Bildung der Indischen Nation gemischt oder gepaart haben? Nun aber sind wir hierüber fast ganz im Dunkel. Wir wissen selbst nicht, woher die bekanntesten Abbildungen der indischen Götter, die wir in den oben angeführten Büchern sehen, genommen sind? h) Noch we-

niger

h) Die in Baldens, Hollwell, Jones scheinen mir die ursprünglichsten, wie denn mit den ersten die Indischen, gewiß

niger wissen wir, wo sich andere, an die Jones in seinen Gedichten und Erläuterungen denkt, finden? Und eine Geschichte der Mythologie, Kunst und Dichtkunst dieses Volks liegt noch ganz in der Zukunft. Wie sollten wir an diese jetzt schon zu denken wagen, da die Denkmale ohnweit Bombay, Madras, Pondicheri, die Jahrhunderte lang den Europäern so nahe lagen, kaum in den neuesten Zeiten bemerkt und beschrieben sind, und wir z. B. von den höchst merkwürdigen sogenannten sieben Pagoden zu Navalipuram erst neulich einige Nachricht erhalten haben? ¹⁾ Sagte man uns, daß in Griechenland Denkmale vorhanden seyn, auf denen sich die vornehmsten Götter und Helden Homers in Stein gehauen fänden, welche Aufmerksamkeit würde dies erregen! Dort sind die vornehm-

gewiß Originalgemälde, im Museum des Cardinal Borgia zu Veletri sehr übereinkommen. Woher mag Jones die feintgen haben? hat Er sie etwa simplifizirt?

¹⁾ Asiat. Researches Vol. I. p. 145.

nehmsten Geschichten des ersten Indischen Helden: Gedichts, des Mahabharit gebildet: dort ist das Bett Derma: Raja's, Wistnu's u. f. wenige Meilen von einer Hauptniederlage der Engländer und Franzosen, noch ganz unbeschrieben; wie nun, wenn man die Pagoden, in denen meistens jede Gottheit ganz local verehrt wird, durch ganz Indien verfolgt? Vieles hat freilich die Zeit zerstört; noch mehreres haben die Muhamedanischen Fürsten für ihren Gott und Mahomed verwüstet, oder in Moscheen verwandelt; was noch da ist, sahen die Missionare als schändliches Gößenwerk an, und der Geldguth der Europäer verachtete es aufs tieffste; nur der Wunsch bleibt uns also übrig, daß der Sinnreicher Britten auf eine malerische Alterthumsreise durch Indien, so weit die Bramanenreligion reicht, gerichtet würde. Jetzt reden wir, wenigstens ausgenommen, nur wie über mythologische Kaskadenbilder und über Nachrichten von Hörensagen.

*

*

*



2.

—

Wenn es über diese zu reden erlaubt ist: so müssen vor allen die Hindernisse angeführt werden, die der Kunst der Indier entgegen zu stehen scheinen; widerleget die Zeit meine Vermuthungen, so will ich gern widerlegt seyn.

Das Haupt: Hinderniß nämlich war die Quelle ihrer Kunst selbst, ihre Religion und die daher geformte Einrichtung. Ihre Götter entsprangen aus symbolischen Begriffen, die man auch in Denkmalen als Symbole beibehielt, die aber deshalb die Kunst gewaltig einschränkten. Die gewöhnliche Stellung derselben ist die sitzende: denn sie sind Könige, Herren des Weltalls; diese Stellung mit zusammengeschlagenen Füßen nach morgenländischer Weise ist der bildenden Kunst nicht förderlich. Eine halbe Figur geht aus dem Tepi-

pich,

pich, oder der Blume, auf welchen sie sitzt, empor; die Füße sind wie hinzugefügte, todte Glieder. Keine lebendige Kraft, kein strebender Wuchs kann im Gebilde sichtbar werden. Wenn nun auf dem Haupt des Gottes noch die Pyramidenkrone steht, wenn sein Ohr mit Gehängen, seine Brust mit Perlen, sein Kleid mit mancherlei Schmuck Orients geziert ist: so wird die Figur zwar reich, für die Kunst aber minder schön werden. k) Ein Gemählde, das diesen Zierrath mit frischen, lebendigen Farben ausdrückt, kann mit der Natur wetteifern; das Basrelief aber und die Statue

bleib

k) Dieser Puz schien ihnen von der Göttergestalt so unabweichend, daß der verkörperte Gott sich den Menschen fast nicht anders offenbaren konnte. Als Krisna geboren ward, sagt der Bagavedam, brachte er vier Hände zur Welt, ein Kleid mit Rubinen besetzt, und mit prächtigen Perlen gezielte Ohrengehänge. Er erschien mit einem königlichen Purpur bekleidet, Waffen an seiner Seite und eine Krone auf seinem Haupt. Himmelblau war sein Leib; daher kommt auch sein Name. S. Sammlung Asiatischer Original-Schriften, Zürich 1791. S. 178.

bleiben zurück. Da nun auch stehende Figuren ordentlicher Weise mit diesem Puz, der selbst die Füße umwindet, beladen sind; so wird der Kunst hiemit ihr Hauptgegenstand, die Bildung des Körpers entzogen. Zukünftige Nachrichten mögen es einmal zeigen; wie Krisna mit seinen Gespielen, Rama, der Gott der Liebe, mit Mutter und Weibe scherzend vorgestellt sind; sonst giebt Wisnu, wie er auf der Schlange oder im Schoos seines Weibes schläft, nach unsern Begriffen kein schönes Göttergemälde. Sind vollends fürchterliche Erscheinungen desselben abzubilden gewesen: wie er als Fisch das Gesetzbuch vom Grunde des Meers heraufholt, als eine Schildkröte die sinkende Erde unterstüzt, jetzt als ein Eber auf den Riesen losging, dann als ein Ungeheuer aus der Säule hervorbrach; so kommts auf den Geschmack der Kunst an, wie sie diese Fabel zu behandeln wußte. Wir sind schöne und

häß:

häßliche Abbildungen davon bekannt, 1) authentische Nachrichten werden erweisen, welches die beliebtesten, die häufigsten Vorstellungen waren, und wie solche etwa nach Gegenden und Zeiten gewechselt haben. Eben so beschwerlich sind der bildenden Kunst einige Thiere, auf welchen Indische Götter reiten. Im Märchen läßt es sich artig hören, wie der Gott der Liebe auf einem Papagei, Siwa auf einer Kuh, dem Wilde der Tugend, Supramanier auf einem Pfau, Sankar der Gott der Strafe auf einem Raben, der König der Hölle auf einem Büffel, der König der Geister auf einem Elephanten reitend vorgestellt wird; das Bedeutende davon läßt sich nirgend verkennen; dem Auge indessen giebt es außer dem Gemälde mit Farben, kein so gnügsames und festes Kunstverhältniß, als wenn der Gott des

2

Feuer

1) Man vergleiche z. B. Baldens, Dapper, Sonnerat, Jones; im ersten und letzten sind die leidlichsten Gestalten.

Feuers auf einem Widder, der Gott des Meers auf einem Krokodill, der Gott der Winde auf einer Gemse, der Gott des Reichthums auf einem weißen Roß mit Kränzen geziert, die Göttinn der Zwietracht und des Elendes auf einem schwarzen Pferde, das Panier des Raben in der Hand haltend, reitet. Allenthalben indeß sieht man, die symbolische Allegorie hatte die Kunst übermannt; diese gehorchte der religiösen Bezeichnung und Sage.

Noch deutlicher bemerkt man dieses an den Attributen, mit welchen die heilige Sage ihre Götter auch in der Kunst beschwerte: um diese Attribute nur zeigen zu können, gab sie ihnen viele Hände, viele Köpfe. Hiemit hatte freilich die Sage reiche Gelegenheit, an dieser göttlichen Ungestalt sich erhalten und wiederholen zu können; bei jedem Symbol, jedem Arm, jedem Kopf konnte eine Geschichte, eine Eigenschaft des Gottes erzählt werden.

zählt werden, und an einer einzigen Figur hatte der Lehrer sowohl als der Schüler gleichsam die ganze Epopee des Gottes, ein vollständiges Inventarium seiner Verhältnisse und Thaten. Alles war an ihm bedeutend; und ich zweifle, ob die Symbolik der Kunst bei Einem Volk der Erde ausführlicher behandelt sei, als bey den Indiern. Die Symbolik der Aegypter wenigstens erscheint gegen sie so einfach, daß es zu verwundern ist, wie man beide verwechseln, oder einander hat gleichschätzen mögen. Jede von beiden ist local, es herrscht auch ein völlig verschiedener Geist der Zusammensetzung in dieser und jener.

Aus Büchern nämlich scheint die ganze Kunst der Indier entsprossen zu seyn, wie auch Wistnu bereits in seiner ersten Verwandlung die verlornen Wedams hervorholte; daher ich für diesen Theil der Symbolischen Kunst recht viele Indische Gedichte, Märchen und Sagen übersetzt wünschte. Ganz einen

andern Weg nahm die Kunst der Griechen. Sie diente zu Anfange den Priestern; aber nicht lange. Bald warf sie dem Bacchus die Hörner, andern Göttern ihre drückende Symbole ab, und symbolisirte die Götter selbst zu bleibenden, ewigen Charakteren. Eine Stirn des Jupiters, Herkules, Apollo und Bacchus ist für die ganze Figur charakteristisch; so ihre andern Glieder. Die Kunst der Griechen ward gebildet, als Kunst zu sprechen, ohne fremde Attribute, ohne Buchstaben der heiligen Sage; dahin konnte sie unter der Leitung der Bramanen bei den Indiern schwerlich gedeihen. Die Caste der Künstler war ein untergeordneter Stamm: der Stamm der Bramanen war sein Gebieter. Fleiß und Arbeit konnte jener zum Werk bringen; dieser brachte dazu anordnende Gedanken.

*

*

*

17. 18. 19. 20. 21. 22. 23.

Wenn also auch, wie ich doch nicht glaube, die Kunst der Indier als Kunst keinen Werth erhielte; in der Geschichte der Menschheit wird sie ihn je und immer als Denkmal eines philosophischen Systems behaupten, das vielleicht nur am Ganga entstehen konnte, an ihm aber auch unvergänglich zu seyn scheint. Ich zeichne einige Hauptsätze dieser merkwürdigen Philosophie aus, und setze sie mit der Kunst in Verbindung.

1. Eine schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft war die Grundlage dieses Systems, das sich eben so sehr der sinnlichen Anschauung, als der tieferen Forschung empfiehlt. An die Principien der Perser von Licht und Finsterniß, an die Systeme andrer Nationen von thätigen und leidenden Kräften der Natur konnte allerdings viel Wahres und Gutes ge-

knüpft werden; ich zweifle aber, ob Eins derselben dieser Trias von Kräften an Allgemeinheit, Leichtigkeit und Anmuth der Ueberschauung gleich sei. Jede Blume lehrt uns dieses System, (die Indier liebten die Blumen) und was jene lehrten, bestätigen die Blumen des Himmels, Sonnensysteme, Milchstrassen, alle Theile des Universum: Schöpfung, Erhaltung und Untergang sind die drei Punkte ihrer großen oder kleinen Epoche. Die schaffende Kraft, Vrama, ward bei den Indiern bald in den Schatten gedrängt und um den lautesten Theil ihrer Verehrung gebracht: (denn wie wenig wissen wir von der Schöpfung!) indeß Wisnu und Siwa, der durchdringende Erhalter und Zerstörer der Dinge, sich in den Thron der Weltherrschaft theilen. Auch das war schön bei diesem Poëm des Weltalls, daß die Fortpflanzung der Wesen ein Mittelpunkt der Vereinigung aller drei Kräfte ward, die einander begegnen, einander aufzuheben scheinen, und eben dadurch die Kette der

Na:

Natur weiterhin gliedern. m) Fruchtbarkeit zerstört die Blume; und doch streben zu dieser Blüthe alle ihre Kräfte; was sie zerstört, erhält die Schöpfung. So sind auch Wisnu's Verwandlungen gewissermaasse die Summe aller Ereignisse der Menschengeschichte: Denn was zeigt uns diese, als Sinken und Emporheben, gewohnte Unterdrückungen aller Art, und so dann hie und da etwa einen neuen Altar des verkörpert, hülfreichen Gottes Rama.

2. Die Seelenwanderung lag in diesem System, wo nicht wesentlich, so doch als ein Traum; ein angenehmer oder schrecklicher Traum für Wesen, die in die Region unsichtbarer Kräfte durchaus nicht zu dringen vermögen. Das Verbrennen des Leichnams trug wahrscheinlich zu ihr

Q 5

rev

m) Iswara wollte brennend die Welt zerstören, Wisnu fing ihn auf, Brama unterstützt beide; daher der Lingam. S. Sonnerat S. 152. Zürcher Ausg. 4. 1783.

rer Gründung bei, und es ist unglaublich, wie tief sie sich in den weichen Gemüthern der Indier gegründet habe. Sie allein bewiese, (wenn keine andere Beweise da wären,) was durch Wahn und Glaube aus einem Menschen gemacht werden möge; eben aber auch sie beweiset, daß das Bramanensystem ein sehr durchdachtes System sei, welches denn auch seine feinen Eintheilungen der Weltelemente, Sinne und Seelenkräfte, der Tugenden und Laster, ja der feinsten Wirkungen des menschlichen Geistes gnugsam bestätigen. n) Kennen wir die reiche Literatur der Bramanen im Fortgange ihrer älteren und neueren Geschichte: so würde diese uns über Mehreres hievon Licht geben. o)

3.

n) S. Hierüber insonderheit den Baghuat-Geeta. Lond. 1785.

o) S. Hierüber den Aufsatz XVIII. on the Literature of the Hindous. Asiat. Research. Vol. I. p. 340.

3. Das Erste und einzige Wesen, das nicht
Brama, Wisnu, Iswara, sondern Brehm,
die Selbstständigkeit ist, hat die Indische Philosophie in einer so entfernten Höhe, zugleich aber
auch in einer so innigen Nähe mit uns vorzustellen
gesucht, daß sie von beiden Seiten schwerlich übertroffen
werden möchte. „Es war: es ist, was da
„ist: es bleibt. Außer ihm ist die Schöpfung
„Maja, Täuschung; sie ist nur gegenwärtig in uns
„fern Sinnen, in unserm Verstande. Weit inniger
„als die großen Elemente ist das Wesen der Wesen
„in Allem; das All ist aber nicht dies Wesen selbst:
„kein Ding ist ein Theil von Ihm, alle Dinge sind in
„ihm; sie sind sein Abdruck. Das Gemüth kann
„ihn suchen, diesen Wesenden, durch Grundsätze
„ke, die, wie Er, allenthalben das einzige Ewige
sind.“ Und sie haben ihn gesucht, diese sonderbare
Weisen, und suchen ihn noch auf strengen
Wegen der Enthaltbarkeit, Absonderung und Vereinigung
(Concentration) der Gemüthskräfte und
Gei

Gedanken. Ob sie ihn gefunden haben? ob er auf diesem Wege zu finden sei? wollen wir wenigstens nicht entscheiden, die wir in unserer Lebensart, unter Zerstreuungen und Begierden, vielleicht von der feineren Maja (Verblendung) nicht einmal einen Begriff haben, die jene von Wein, Blut und Leidenschaft gesonderten Menschen unter der Idee des Wesens der Wesen täuscht.

Auf die Kunst der Indier hatten diese hohen Speculationen einen mächtigen Einfluß, indem sie die Verehrung heiliger Bilder, Orte und Elemente, mithin die ganze Composition heiliger Denkmale bestimmten. „Wie das Auge, sagen sie, durch das Licht, das Gefäß durchs Feuer, das Eisen durch den Magnet durchdrungen und belebt wird: so wird auch durch den ewigen Geist das Weltall mit Kräften begabt, und die Seele des Menschen mit den edelsten Kräften. Heilige Bilder sind nur Erinnerungen der Gottheit, die man am
eigentlich

„eigentlichsten und tiefften in sich selbst, in einem reinen Verstande und Herzen findet.“ Mit diesem Grundsatz waren die Grenzen ihrer religiösen Kunst bestimmt, und durch die dreifache Personification des höchsten Gottes ihr ganzer Weg vorgezeichnet: denn die Idee des höchsten Gottes selbst war keines Bildes fähig.

Dies zu erweisen laßt uns einige Stellen des Baghat : Geta, in denen Krishna zu Arjun über sich selbst und seine Gestalt spricht, hören:

Huf und vernimm der Geheimnisse Größtes. Alles, was da ist, ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether, und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf, in die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.

* * *

Bates

Water und Mutter der Welt, der Erschei-
 nungen Grund und Erhalter,
 ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher
 Ruhort,

Negen und Sonnenschein, Tod und unsterbli-
 ches Leben,

Aus : und Einfuhr bin ich, der Dinge Seyn
 und Verschwinden.

* * *

Nichts ist größer als Ich. Wie die köstliche
 Perl' an der Schnur hängt,
 hangen die Wesen an Mir. Ich bin im Was-
 ser die Feuchte,
 Licht in der Sonn' und im Mond', Anbetung bin
 ich im Wedam,
 Schall in dem Firmament, und Menschenna-
 tur in der Menschheit,
 süßer Geruch in der Erd' und Glanz in der
 Quelle des Lichtes.

Leben und Blut in Allem, des Weltalls ewiger Same.

Wer wollte dies Wesen bilden? wer könnte es mahlen? Um den Menschen anschaulich zu werden, muß der sich offenbarende Gott Symbole wählen und so wählt er in jeder Gattung und Art das Edelste, das Erste:

Ich bin der Schöpfung Geist, ihr Anfang,
Mittel und Ende.

In den Naturen das Edelste stets von allen
Geschlechtern.

Unter den himmlischen Wismu, die Soyne
unter den Sternen,

Unter den Lichtern der Mond, von Elementen
das Feuer,

Meru unter den Bergen, das Weltmeer unter
den Wassern,

Ganga unter den Strömen, Aswaata unter den
Bäumen,

König in jeglicher Art der Menschen und aller Le-
bendigen;

Unter den Schlangen bin ich die ewige Schlange,
ge, der Weltgrund,

Unter den Rossen das Roß, das aus den Wellen
des Milchmeers

sprang, und der Elephant, aus eben den Wellen
gebohren.

Unter den Waffen der Donner; der Führer
himmlischer Heere

unter den Kriegern; ein Lehrer der Geister unter
den Lehrern;

unter Gebeten das stille Gebet, der himmlischen
Chöre

Führer; von Worten das göttliche Wort, einsylbig
und heilig.

Millionen Formen, Geschlechter, Arten und
Farben,

Das ist meine Gestalt. Auf! siehe mit himmlischem
Auge

Mich, wie ich bin —

Ar:

Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer
 Zierde,
 Vielbewafnet, geschmückt mit Perlen und köst-
 lichen Kleidern,
 Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit selte-
 ren Wundern.

Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
 hielt er die Welten in sich, geschieden in jede
 Veränderung.

Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor
 Schrecken erhoben,
 sank der Schauende nieder und betete preisend
 den Gott an:

„Ewiger, in Dir seh ich die Geister alle
 versammelt,

Alle Gestalten der Wesen: ich sehe den schaf-
 fenden Brahma

in Dir, thronend über dem Lotos; ich schaue
 Dich selbst an,

Ich

Dich

Dich mit unendlichen Armen und Formen und
Gliedern bewafnet,
und doch seh ich in Dir nicht Anfang, Mittel
und Ende.

Geist der Dinge, du Form des Alls! Ich schaue
die Krone

Deines Hauptz, eine stralende Glorie, leuch-
tend in alle

Fernen, mit unermesslichem Lichte, die Wel-
ten ihr Abglanz.

Deine Augen, der Mond und die Sonne; der
Athem des Mundes

flammendes Feuer, der Raum des Weltalls
Deine Verbreitung.

Geister seh ich zu Dir sich nahn, wie zum Orte
der Zuflucht;

Geister seh ich erschrocken die Hände falten und
zittern.

Welten schauen Dich an und staunen, Dich die
gewaltge

Ries

Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern, Armen und Brüsten. Die Heere der Länder beherrschenden Helden siehe, sie stürzen in deinen verschlingenden, feurigen Athem, wie ins unermessliche Meer die rollenden Ströme, wie in die Flamme des Lichts der Wälder Schwärme sich stürzen.

Aber Du stehest und bleibst und füllst mit Strahlen das Weltall —

*
Ich bin weit entfernt, die Metaphysik dieser

Vorstellungen den ersten und ältesten Zeiten zuzuschreiben; die Idee des höchsten Gottes mag von den drei grossen Kräften der Natur nur spät abgezogen seyn; eben deswegen aber lag

sie vorher schon in allen dreien Gestalten. Der Verehrer des Brama, des Wistnu, des Sima fand den höchsten Gott vorzüglich in seinem Verehrten, wie es noch jetzt, nachdem Brama in den Schatten gedrängt ist, die Sekten des Wistnu und Sima beweisen. Jede legt ihrem Gott die höchsten Prädikate bei und raubet sie den andern, sogar daß sie die Geschichten derselben umkleidet. Aus so überschwenglichen Ideen konnte die Kunst keinen andern Charakter gewinnen, als den ich zur Unterscheidung den vielbedeutenden (*πολυσημασιον*) nennen möchte. Er wollte Alles sagen, er wollte bei den großen Göttern das Weltall im Bilde zeigen. Da entstanden jene vielarmigen, vielköpfigen Ungeheuer, in einem ganz eigenen Geist der Zusammensetzung; die Bramanen: Weisheit hatte Speculation und Fabel auf eine so seltsame, eigenthümliche Weise verbunden, daß die bildende Kunst nothwendig darunter erliegen mußte.

und noch so viele andern, die ich nicht aufzählen kann.

Eben so begreiflich wirds, daß die Lehre der Seelenwanderung der bildenden Kunst nicht förderlich seyn konnte. Man sahe den Körper als ein Zusammengesetztes von Elementen an, die bei seiner Auflösung zu ihrer Quelle zurückkehrten.

Wie man die alten Kleider hinwegwirft,
neue zu tragen,
lässet die Seele den Leib und zieht in an-
dere Leiber.

Daher man denn für die Verewigung dieser flüchtigen Körpergestalt nicht sogar sorgsam seyn konnte. Auch gab das gewöhnlichere Verbrennen der Todten mindere Gelegenheit zu Gräber: Denkmalen, da den Grundsätzen der Indier nach die Seele im Grabe keine Wohnung haben konnte.

Also müssen wir, wenn von Composition der Gestalten in Kunst und Dichtkunst nach Indischer Weise die Rede seyn soll, unsern Ge-

sichtskreis weiter und höher nehmen, wo wir denn in der Vorstellungsart der östlichen Völker jenseit des Indus bis in die Mongolei, Tsina, Siam, Japan u. s. ein Eignes antreffen werden, dessen Erklärung schwer, wie mich dünkt, aber nicht unmöglich ist. Wie an verschiednen Orten der Erde die Magnetnadel verschieden, jedoch unter Hauptgesetzen, decliniret: so declinirt die Einbildungskraft, der Geschmack, die Art der Composition der Völker, und doch ist's und bleibet es allenthalben dieselbe Menschheit.

VI.

Ueber ein
morgenländisches Drama.

Einige Briefe.

Wilt du die Blüthe des frühen, die Früchte des
späteren Jahres,

Wilt du was reizt und entzückt, wilt du was
sättigt und nährt,

Wilt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen
begreifen —

Nenn' ich Sakontala Dich, und so ist alles
gesagt.

Goethe.

Erster Brief.

Sind Sie auch des Glaubens, daß kein morgenländisches Volk ein eigentliches Drama gehabt habe; eine Behauptung, der man viele Ursachen unterzulegen wußte, so werden Sie wohl diesem Glauben absagen müssen, wenn ich Ihnen ein morgenländisches Schauspiel, unter allen Schauspielen der Welt eins der ersten seiner Art, anzeige. „Doch nicht ein Tsinesisches? etwa eine Schwester jenes Waisenkindes, das Voltaire in Französicher Kleidung auf seine Bühne brachte? Eins aus jenen vierzig Bänden der Tsinesischen besten Schauspiele, die du Halde anführet und um die sich von Europa

aus Niemand weiter bekümmern mochte? Nichts aus diesem Lande. Sakontala heißt mein Drama: ein Indisches Schauspiel, von Kalidas gedichtet, von W. Jones herbeigeschafft, und ins Englische, aus dieser Sprache von G. Forster ins Deutsche so gut übersezt, daß es sich fast besser als das Englische Original liest. a) Säumen Sie nicht zum Genuß dieser unerwarteten Blume zu gelangen; eine schwache Zeichnung derselben, bei der ich mit Bedacht mehr verschweige als darlege, soll nichts als die Lust dazu in Ihnen vermehren.

Duschmanta, Kaiser von Indien, ein Zweig aus dem Geschlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle: der Wagenführer redet ihn an und schildert ihn wie ein Grieche

a) Sakontala oder der entscheidende Ring, ein Indisches Schauspiel von Kalidas, übersezt von G. Forster. Mainz und Leipz. 1791.

che den jagenden Apollo schildern würde; die Flucht des Wildes, die Schnelle des Wagens sind in wenigen Zügen so anschaulich gemacht, daß man sofort vor dem Gemählde des Orts und der Handlung stehet. „Sie darf nicht getödtet werden, ruft eine Stimme; diese Antilope, o König, hat in unserm Walde ihren Zufluchtsort! „ Alsobald hält der Wagen: ein Einsiedler flehet den König für die Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürst, und der Einsiedler labet ihn ein in diese geweihte Freistätte, in der die Pflegetochter eines verehrten Bramanen, in dessen Abwesenheit, Gastfreundschaft übe. Duschmanta nimmt die Einladung an, bemerkt die Zeichen des Heiligthums rings umher, steigt ab vom Wagen, legt seinen Königsschmuck ab, und betritt den ehrwürdigen Hain mit einer glücklichen, ihm selbst wundersamen Ahndung. Welch ein schöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieses Drama! Leise und höchst natürlich wird nicht nur Sakontala

anges

angekündigt, sondern ihr auch im Gemüth des Lesers die heilige Sicherheit vorbereitet, die zu allem was folgt, ihr Schirm seyn muß: denn wenn in diesem Haine das gejagte Reh seine Freistätte findet, wie sollte Die eines solchen Schutzes nicht genießen, die als ein Kind des Himmels in diesem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte, vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

Sakontala mit ihren zwei Gespielinnen erscheint, und entzückt des Königs Auge. Die Sarte pflegt der Blumen, nicht nur auf ihres Vaters Geheiß, sondern aus Schwesterlicher Neigung. Tief ist das Gefühl, das, dies ganze Stück hindurch, insbesondere in weiblichen Seelen sich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala ist gleichsam die Königin dieses Mitgefühles. Liebliche Reden sind, die ihre Freundinnen ihr über ihr Geschäft und über sie selbst sagen. Eben finden sie in ihrer geliebtesten Blume eine Vorbedeutung

ih:

ihres nahen Glückes, einer solchen Vermählung, und lieblosen ihr auf die unschuldigste Weise. Aber eine summende Biene fährt aus der Mallikar Blume, und will nicht von ihr lassen. So wird auch im Kleinsten die zukünftige Handlung nicht nur vorbedeutet, sondern wirksam eingeleitet. Denn eben diese ganze Scene, in welcher Saz Fontala sich unschuldig und liebenswürdig zeigt, wird von Duschmanta behorcht. Liebetrunken hängt sein Auge an ihr, und sein Gemüth quälet sich mit dem einzigen Zweifel, ob dies süße Geschöpf als eine Bramanentochter ihm auch versagt seyn möchte. Endlich tritt er hervor, und es beginnt eine Scene der Gastfreundschaft, der bescheidensten Wohlankständigkeit und einer paradiesischen Unschuld. Immer mehr wird Duschmanta von Liebe durchdrungen, und da es sich in der kunstlosesten Unterredung gleichsam von selbst entwickelt, daß sie nicht des Bramanen, sondern des berühmten Königs Mausila Tochter, Tochter einer Nymphe des

nies

wiedern Himmels sei: so findet er den Wunsch seines Herzens erfüllet; er entdeckt sich durch seinen Ring, und da ein Geschrei über die Nähe eines wüthen Elephanten die Unterredung trennet, bleibet er zurück im Seufzen der Liebe. Fern sei es von mir, alle Anstritte so zu durchgehen; lesen Sie, und Sie werden in diesen ersten Scenen alle Symptome der Liebe von der leisesten Sehnsucht an, durch alle schüchterne Zweifel und Hoffnungen, bis zum Zutrauen, bis zur Gewissheit; ja was die Liebe Zartes, selbst Buhlendes und Tändelndes hat, werden Sie in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt, finden. Duschmanta und Sakontala sind nach der ältesten, heiligsten Weise Gandarwa durch Wort und Gelübde auf ewig verbunden.

Aber nun schlinget sich der Knote. Bei dem

Ab:

Abzüge des Königes erschallen Trauerstimmen: die Freundinnen der Sakontala werden besorgt: wir hören, daß ein böser Gast auf sie, unwissend ihr selbst, einen wilden Fluch gelegt habe, der auf der Freundin Bitte zwar gemildert, aber nicht widerrufen worden. Kanna, ihr Pfleger vater, ist wieder gekommen, Er, der wie ein höherer Geist aus einer höheren Ordnung der Dinge handelt. Hier hört mein Auszug auf; lesen Sie, wie er Sakontala zu ihrer Abreise bereitet, wie er ihren Abschied den Nymphen kund thut und diese antworten; wie sie selbst Abschied nimmt von den Pflanzen, von ihrem geliebten Madhawi: Strauch und dem Rehchen. Lesen sie die Lehren, die Kanna ihr und ihrem Führer ins Gemüth legt; und nun die Katastrophe ihrer Aufnahme. Bemerkten Sie, durch welche Vorbereitungen das Licht, in dem der König hiebei erscheinen muß, gemildert und gerichtet werde, wie Sakontala sich, wie sich ihr Führer, wie der Priester, wie sich der

Kd:

König selbst betragen. Die Katastrophe rückt fort; der Knote wird zusammengezogen. Nach der höchsten Beleidigung, die einem unschuldigen Wesen zugefügt werden konnte, werden Sie alle QuaaLEN der Reue, der Liebe, des endlosen Schmerzes, der nahe an die Verzweiflung reicht, geschildert und ausgedruckt finden. Gehen sie dabei auf jeden Zug acht; keiner ist müßig, selbst nicht die der Erinnerung wiederkommende Biene. Und dann sehen Sie, wie aus der tieffsten Tiefe der Führer des Götterwagens den Leidenden hervorholt, durch angeflammte eigene Thätigkeit ihn wieder zum Mann, zum Könige, zum Gehülfen der Götter macht und ihn königlich und göttlich lohnet. Kein Wort von mir zerstöre Ihre Freude, sich mit Duschmanta auf dem Wagen Natali's, und dann unerwartet an einem Orte zu finden, der das Ziel der menschlichen Phantasie zu seyn scheint. Werfen Sie also mein Blatt weg, und lesen das Buch; aber nicht Europäisch d. i. um etwa
nur

nur den Ausgang zu wissen, mit flüchtiger Neugierde, sondern Indisch, mit feinaufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt; sodann wünsche ich darüber Ihre Gedanken.

Zweiter Brief.

Ist es möglich, daß Sie an der Aechtheit der Sakontala anders zweifeln können, als sofern man etwa aus Zartheit des Gemüths an einem unerwarteten Gute, das vor uns ist, gleichsam liebend, ungläubig zweifelt? Der Dichter Kalidas möge gelebt haben, wenn er wolle; ein Europäer war dieser Dichter Kalidas nicht: darüber dürfen Sie Ihrem Herzen und Ihrer prüfenden Ueberlegung trauen.

Welch ein weiter Gesichtskreis herrscht in diesem Werk! ein Gesichtskreis über Himmel und

Erde. Welch eine eigne Art alles anzuschauen! Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsiedler, Bramanen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde. Und wie tief ist alles aus der Philosophie und Religion, der Lebensweise und den Sitten der Indier nach ihrem Klima, ihren Geschlechterabtheilungen und sonstigen Verhältnissen geschöpft, ja in diese verwebet. So äffet man nicht nach, auch wenn man das System und die Lebensart der Indier auf allen Fingern herzusagen wüßte. Ueberdem ist die Zeit, in welche dies Stück gehört, auch für Indien nicht die heutige Zeit; die Sitten, die darinn herrschen, sind nicht die heutigen Sitten. Das Band, das Götter und Menschen, die sichtbare und unsichtbare Welt knüpft, ist so sonderbar geflochten, das wir es der Denkart unsres Zeitalters nach, zwar anstaunen und erklären, schwerlich aber erfinden und als eigne Schöpfung darstellen könnten. Führen Sie mir nicht den Mac-Pherson mit seinem Ossian, oder den unglücklichen Chara-

ferton mit seinem Rowley an; Dinge, die keine Vergleichung leiden. Mac-Pherson hat seinen Ossian nicht erfunden, und dem Rowley des kühnen Jünglings sahe man seinen Ursprung eben so leicht an, als man ihn mancher morgenländischen Geschichte ansiehet, die uns die Englischen Wochenblätter als Einfleidung vortrugen. Wer aber, mit Indischer Genauigkeit und Bedeutungsvoller Zartheit, eine Sakontala erdichten könnte, der wäre mir der grosse Apollo, oder der Indische Kristnu selbst in wiedererscheinender Wunderschönheit. Das Fremde selbst ist dem Stück ein Siegel der Richtigkeit; „wunderbar, unglaublich sogar, sagte jener Kirchenvater, aber eben deshalb ist's wahr.“

Unglaublich, schreibe ich; aber nur dem mythischen Inhalt nach unglaublich; was die Richtigkeit des Stückes betrifft, ist nichts glaubwürdiger, als die Art, wie es zu uns gelangt. Lesen Sie nochmals die Vorrede Jones, und bemerken wie unschuldig er nur zur Nachfrage nach Indischen

Echauspielen, die er selbst nicht zu finden glaubte, gekommen sei. Sehen Sie die Rechenschaft an, die er von seiner Uebersetzung giebt, „wie er „dies Stück zuerst Wort für Wort ins Lateinische „gebracht, wie er es darauf wieder wörtlich ins „Englische überseht, und zuletzt, ohne irgend einen wesentlichen Ausdruck ab: oder hinzuzuthun, „seiner Uebersetzung nur die fremdartige Steifigkeit benommen und die Arbeit für das Publikum „als ein authentisches Bild der alten Hinduischen „Sitten vollendet habe.“ Nun ist ja von Herrn Jones sowohl seine Geschicklichkeit, als Treue und Sorgfalt aus andern Uebersetzungen gnugsam bekannt: sein Commentar über die morgenländische Dichtkunst enthält derselben mehrere aus Arabischen und Persischen Dichtern, bei denen es noch niemanden eingefallen ist, an seiner Redlichkeit zu zweifeln. Seine Uebersetzung vom Leben Nadir: Schachs liegt vor uns, und in den Schriften der Bengalischen Gesellschaft hat er als Präsident derselben für die Treue und Rechtheit der mitgetheils

theilten Alterthümer auf eine Art gesorgt, wie mir sonst kein Beispiel bekannt ist. Sie dürfen, um sich hievon zu überzeugen, nur seine kurzen Anmerkungen zu einer von Wilkins übersetzten Steinschrift, seine Vorlesungen an die Gesellschaft, ja auch nur die fernere Vorrede zur Sakontala lesen. Unbefangen giebt er Anzeige, was er vom Drama der Indier weiß, nennt die besten Stücke, die ihm genannt sind, und spricht von den Schauspielen der Indier nicht anders, als er von ihren heiligen, juristischen, medicinischen, moralischen, philosophischen Büchern spricht, in seinem Amt, als Vorsteher einer Gesellschaft, die er in Bekanntmachung dieser Schätze zum Wettstreit mit andern Nationen anmuntert. Jetzt hat Herr Jones seine eignen Nachbildungen von dem was er wörtlich übersetzte, treu unterschieden, wovon Sie in seinem Buch über die morgenländische Dichtkunst sowohl, als in seinen eignen Gedichten den klaren Beweis finden können; nie hat er z. B. seine Hymnen auf einige

Indische Gottheiten, oder andre Gedichte solcher Art für Urkunden der Völker ausgegeben, aus denen er seine poetische Begriffe zog, welches denn auch seine Poesie selbst; die im höchsten Grade Englisch ist, zeigt. Wo finden Sie nun in der Sakontala den Englischen Schnitt, den sonst diese Nation nie verleugnet? Sie führen die Scene der Fischer, die den Ring bringen, und den lustigen Mohawyaan, und nennen sie Shakespearisch; aber was ist Shakespearisch? Ist es die Natur selbst; so Shakespearisiret diese in Indien sowohl, als in England, so daß ich gerade im Gegentheil diese Scenen im höchsten Grade Indisch nennen möchte. Nichts überhaupt, m. Fr., verführt mehr als dergleichen Zweifellei, wir mögen sie bei Griechen, Römern, oder Indiern anbringen; sie verstopft den Geist und giebt dem Geschmack zuletzt eine falsche, fleinliche Richtung. Um hierüber auf einmal in den Glanz des Mittages zu treten, müssen Sie die anderweit bekanntgemachten urkundlichen Schriften der Indier, oder

oder wenigstens die unzweifelhaften Nachrichten von diesen Schriften lesen, worüber ich Ihnen am Rande nur Eine Abhandlung bemerke. b) Wenn Sie diesen ungeheuren Vorrath Indischer Literatur zu Bildung der Sprache sowohl als zum Anbau der verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens mit Erstaunen bemerken, wird es Ihnen unerhört scheinen, daß ein so Bücherreiches Volk auch Schauspiele gehabt habe? Werden Sie nicht vielmehr mit mir wünschen, daß statt ihrer unendlichen Religionsbücher der Weda's, Upa-weda's, Upanga's u. f. man uns mit nützlichern und angenehmern Schriften der Indier, vor allen mit ihren besten Poesien in jeder Art beschens-
 te? Diese machen uns den Geist und Charakter des Volks am meisten lebendig, wie ich denn gern bekenne, aus der einzigen Sakontala mehr
 S 4 wahr:

b) On the Literature of the Hindous; in den Asiat. Recherches Vol. I. p. 340. seq. Die Dänischen Missionsber-
 richte, und viele Reisende bestätigen diese Anzeige in ein-
 zelnen Datis.

wahre und lebendige Begriffe von der Denkart der Indier erlangt zu haben, als aus allen ihren Upnekats und Bagawedams. Freilich müßten aus ihren ungeheuern Epischen Gedichten nur Stücke gezogen werden, aus ihrer Sammlung von Poesien für die niedern Stämme, (Saitia oder Kawija: Sastra,) nicht minder: denn warum wollten wir uns nicht gerne zur niedern Classe der Eudra's gesellen, wenn die Schriften, die sie auch über Theile der Naturwissenschaft und das bürgerliche Leben besitzen, lehrreicher und unterhaltender sind, als die ewigen Büssungslehren und Göttergeschichten der Bramanen? Die leichtesten Poesien der Indier lobt Herr Jones sehr, gewiß ein gütiger Richter; so auch ihr feines System der Musik und vieles andre. Die ältesten und schönsten Fabeln sind bekannter Maassen Indischen Ursprungs, und der feine Märchengeist des Volks zeigt sich in seiner Mythologie genugsam. Daneben ist die metaphysische und moralische

sche Speculation bei ihnen bis zum höchsten Grade getrieben, so daß wenn jedes dieser Felder mit gehöriger Oekonomie und einer fortgehenden Rücksicht, was für uns Europäer merkwürdig und interessant sei, bearbeitet würde, eine Ernte vielleicht ganz unerwarteter Producte zu hoffen wäre. Sehr ungern las ich also, daß Herr Jones, außer dem Gesetzbuch des Menu, künftigen Uebersetzungen so gut als absägt; ich hoffe aber dennoch, daß der Genius seiner Natur wider seinen Willen in ihn zurückkehren, und wenn er mehrere Stücke wie Sakontala findet, sie jenen Eifer in ihm neu aufwecken werden, der ihn bisher über die Literatur der Araber, Perser, Indier so wirksam gemacht hat. Wie? einen Mann von seinen Talenten, von seiner vielumfassenden Sprachkunde, seiner Lust und Liebe zur Erweiterung der Wissenschaft und zum Ruhme hätte das Glück dahin gestellet, wo Er steht, und Er könnte, auch bei andern Rücksichten, seiner edeln Natur entsagen?

sagen? Das Blatt ist zu Ende. Haben Sie noch mehrere Zweifel: so entdecken Sie mir solche unverhohlen.

Dritter Brief.

Worüber, wie Sie glaubten, ich lachen würde, das hatte ich bei der Sakontala selbst gethan; ich hatte sie nehmlich aus Scherz und im Ernst mit Aristoteles Poetik verglichen und zu bemerken gesucht, ob Kalidas, der hundert Jahr vor Christo gelebt haben soll, den Aristoteles recht beherzigt, oder Aristoteles auf Kalidas gehörige Rücksicht genommen habe. Im Ernst, m. Fr. halte ich eine solche Prüfung nützlich: denn obgleich das Drama aller jetzigen Völker in Europa, so gut als völlig ohne den Aristoteles entstanden ist, mithin wir an ihnen unabhängige Punkte der Vergleichung genug haben: so war es mir, weil doch Eins dieser

Theat

Theater vom andern geborgt hat und alle mehr oder minder in Bekanntschaft mit einander gewesen, sehr angenehm, ein in seiner Art vollkommenes Stück eines ganz fremden Theaters zu erblicken, um dasselbe dem Regelmaas des Aristoteles zu nähern. Je mehrere freie Punkte der Vergleichung wir haben, desto leichter wird uns die Auflösung der Frage: „was in Aristoteles Dichtkunst bloß Lokal: Geschmack oder allgemeines, ewiges Gesetz sey?“, ein Problem, das, wie ich glaube, noch nie rein aufgelöst worden. Denn ob Lessing gleich seinen Aristoteles gegen die Anmaassungen mehrerer Französischen Kritiker und Dichter in Schutz genommen, und die Rechtmässigkeit seiner Forderungen gründlich gerettet hat: so ist solches doch, meines Wissens, gegen andre Dramatische Dichter z. B. der Engländer und Spanier noch nicht geschehen, und doch bin ich überzeugt, daß bei jeder scharfen Zusammenhaltung und Prüfung die Wahrheit, auf welcher

Sei

Seite sie auch liege, ansehnlich gewinnen würde.
Versuchen wirs also mit unserm Indier!

„Wie aber? Aristoteles Regeln betreffen kein Drama überhaupt, sondern nur seine Gattungen, das Trauer- und Lustspiel?“, Dies kann uns nicht hindern; lassen Sie uns das Wesentliche beider Gattungen betrachten, und es wird sich der Hauptbegriff schon finden.

Das Trauerspiel ist dem griechischen Weltweisen die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen, eine Größe habenden Handlung, die nicht vermittelt der Erzählung, sondern vermittelt des Mitleids und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt.

Also die Nachahmung einer Handlung.
Diese nennet Aristoteles die Fabel, d. i. eine Verknüpfung der Begebenheiten des Drama, vergleicht sie mit der Zeichnung in den bildenden Künsten,

stet, und giebt ihr in der dramatischen Kunst mit allem Recht die oberste Stelle. Er will, daß diese Handlung ernsthaft, sodann vollständig sei, d. i. Anfang, Mittel und Ende, zugleich auch eine Größe habe, welches letzte Erforderniß er abermals mit vieler Vernunft erkläret. Ueber alles dies ist bei der Sakontala kein Streit; in ihr ist Handlung d. i. Verknüpfung der Begebenheiten zu Einem Endzweck von Anfange bis zu Ende. Die Handlung ist ernsthaft, vollständig, sie hat eine Größe; und da Aristoteles selbst sagt, daß diese sich nicht durch Regeln bestimmen lasse, sondern nach der Aufmerksamkeit der Zuschauer eingerichtet werden müsse: so können wir dem Dichter Kalidas zutrauen, daß er diese für seine Zuschauer werde eingerichtet haben. Denn überhaupt verändert sich bei Dramatischen Stücken dies Maas der Größe nach Umständen, Gegenden, Zeiten. Uns dünkt zu lang, was unsern Vorfahren nicht also dünkte: ein mittelmäßiges

Franz

Französisches Trauerspiel dauert uns Deutschen länger, als das längste Stück von Shakespear: oft wird uns in der Vorstellung lang, was uns im Lesen sehr kurz ist, oft umgekehrter Weise. Kurz, ein Dramatisches Stück sei ein Ganzes von Anfange bis zu Ende, belebt in allen seinen Theilen und Gliedern zu seinem dramatischen Endzweck: So hat es sein Maas, seine Größe in sich. *Le Fentala* ist ein solches Ganze, das keinen Theil zu viel oder zu wenig hat, und den Indiern, die daran Interesse fanden, gewiß übersehbar, ja im höchsten Grad befriedigend seyn mußte. Die Fabel rollet sich aufs eigenste ab; höchst einfach, ohne Episoden fortgeführt, läßt sie sich Zeit, und doch eilt sie mit jedem Wort, mit jedem neuen Begegniß zu Ende.

Nicht andere Verwandniß scheint mit dem andern Theil der Aristotelischen Erklärung des Trauerspiels zu haben, in Scenen, welche dahin gehören: denn wenn dies Drama durch Mitleiden

den

den und Furcht, wirken soll; kann es eine zartere, und zugleich lebhaftere Theilnehmung geben, als die wir gegen Sakontala in allen ihren Begegnissen fühlen? Aber auch gegen Duschmanta? Hier, m. Fr. verwirret sich der Faden der Theorie, den wir nicht zerreißen, sondern gemach entwickeln wollen: denn eben dadurch wird vielleicht der Unterschied Orients und Griechenlandes sichtbar.

Duschmanta hat den Wald, und in ihm seine geliebte Sakontala verlassen, ohne die er nicht leben zu können glaubt, die er als seine Vermählte in wenigen Tagen abzuholen versprochen. Er holet sie nicht; ein böser Fluch ist auf sie gefallen, daß ihr Gemahl sie vergessen, daß er sie nicht anerkennen werde, bis er den ihr zurückgelassenen Ring erblickt; und unglücklicher Weise mußte sie auch diesen verlieren. Sakontala weiß von diesem Verhängnisse nichts; Duschmanta eben so wenig: beide leiden also unverschuldet. Glauben wir dieses nun ganz und rein, wie es der Dichter will

und

und es wahrscheinlich die Indier glaubten: so hat Duschmanta eben so viel Anrecht an unser Mit-
leid als Sakontala selbst; und der Dichter hat ge-
wiß nichts versäumt, ihm dieses zu erwerben.
Neuerst hat er den König geschont und geehret;
das Versprechen, Sakontala abzuholen, ist nicht
vor unsern Augen geschehen, und ehe sie ankommt,
erblicken wir ihn unter den edelsten Beschäftigun-
gen seines königlichen Amtes. Sie steht vor ihm;
er kennet sie nicht: durch Macht des Schicksals ist
Wald und Alles aus seinem Gedächtnisse verschwun-
den; alle seine Mühe, eine Spur davon in seiner
Seele aufzufinden, ist vergeblich. Selbst da die
Götter sie weggerückt haben, schreibt ers der Zau-
berei zu. Aber der Ring wird gefunden; auf ein-
mal fällt der Nebel von seiner Seele; und er ist im
entsetzlichsten Zustande. Kein Vergnügen, selbst
keine seiner edeln Königsverrichtungen, die Göt-
ter allein können ihn daraus reißen. Der Dichter
rechnete darauf, daß wir dies alles, wie er es uns
vorstellt, glauben sollten; Aristoteles aber rechnete

da:

darauf nicht. Er will, daß auf der Bühne alles natürlich geschehen, und sich in Einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele selbst entwickeln sollte. Die Maschinentheile des Wunderbaren erlaubt er nur außerhalb der Handlung; ein Theil von dieser müßten sie nie werden; denn in ihr müsse jede Begebenheit aus der andern natürlich folgen. So dachte Aristoteles; der Indische Dichter konnte nicht so denken; oder sein Held ward abscheulich; selbst Sakontala könnte sodann nach allen ausgestandenen Qualen der Neue, ihm zwar vergeben, nie aber ihn mehr mit ihrer ersten Liebe lieben. Weislich läßt Kalidas also die magische Decke der Vergessenheit über den König fallen, und legt vom Anfange des Stücks alles darauf an, um uns in diese Reihe von Begebenheiten einer höheren Ordnung einzuführen. Nicht nur sind Geister als Lienthalben mit im Spiele; sondern ehe der König in den Wald tritt, ist Kanna schon abwesend, um ein über seiner Pflegetochter Sakontala hang-

gendes böses Schicksal von ihr zu entfernen. Sein Wunsch wird ihm durch die feierliche Versündigung gewährt, daß aus ihrem Schoos ein Götterkind, ein Beherrscher Indiens entspringen werde; und nun ist er über jedes zwischenliegende Hinderniß, wie ein höherer Geist, hinwegsehend: ruhig. Dem Ausspruch der Götter gemäß bleibt er an Sakontala und ihren Begleiter Befehl; und läßt das Verhängniß walten. Der Grieche foderte eine in jedem Theil natürliche Entwicklung der Begebenheiten; der Indier legte es von Anfang bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang derselben an, weshalb man, wenn man sein Werk nicht Drama in griechischem Verstande nennen will, man es ein dramatisirtes Epos, nennen müßte, eine heilige Götter- und Königsfabel in allen Reiz der Vorstellung gefleidet.

Auf welcher Seite die schärfere Vernunft sei, darüber ist wohl kein Zweifel; eben der schärfere

fere Gebrauch der Vernunft ist, der die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantasie leben, so hoch erhoben, und sie so überlegen wirksam gemacht hat. Der Griechische Weise legt es auch bei der Poesie aufs Lernen an, und findet das Grundgesetz seiner vorstellenden Künste, die Nachahmung, nur deshalb so angenehm, „weil nicht nur die Weltweisen sondern auch andre Menschen gerne lernen, gern ihr Erkenntniß vermehren.“ Je zusammenhängender und natürlicher sich nun Begebenheiten, Charaktere und Leidenschaften entwickeln, desto reicher und reiner Stoff der Erkenntniß gewähret das Drama; daher er auch seinem Trauerspiel den philosophischen Endzweck geben konnte, „durch Furcht und Mitleid eine Reinigung der Leidenschaften zu bewirken.“ Ein so hohes Ziel hatte das Indische Drama nicht. „Wozu eine lange Rede? sagt der Theater-Director, als Prologus der Sakontala; „Wenn Sie mit Ihrem Puß fertig sind, Madame, so belieben Sie nur zum

„Vorschein zu kommen. — In sofern ein erleuchtetes Publikum von unsern theatralischen Talenten Vergnügen empfängt und ausdrückt, in sofern und nicht weiter sehe ich auf diese Talente einen Werth.“ Die Schauspielerin giebt ihm Recht: sie setzt die Seele der Zuschauer durch Gesang in die Stimmung, die fürs Theater gehört, und der entscheidende Ring fängt vor dem Beschüßer aller frohen Künste und seiner erlesenen Versammlung an zu spielen. So unaristotelisch dies vom Theaterdirector gedacht scheint: so hat es dennoch seine wahre Seite. Vergnügen ist immer der nächste Zweck aller frohen Künste, und das unentbehrliche Mittel zu jedem höheren Endzweck. Gefällt ein Stück nicht, unterhält es nicht durchaus unsre Seelenkräfte: so mag man in ihm weder lernen, noch seine Leidenschaften reinigen. Nun hat aber insonderheit das Wunderbare bei jedem Volk sein eigenes Maas als Ingrediens zum Gefallen, zur Täuschung. Auch die Griechen konnten dessen nicht

ents

entbehren, und Aristoteles selbst hat deßhalb ausdrücklich ein Gebot gestellt: „In der Tragödie muß man das Wunderbare gebrauchen: denn das Wunderbare ist süß, obwohl das Unvernünftige (d. i. was nicht klar aus der Vernunft folgt) eigentlich der Epopee gehört;“ da denn alles zuletzt Theils auf die Materie, Theils auf die Macht des Dichters, Theils auf die Nation und das Zeitalter ankommt, für welche das Drama spielet. Was Einem Volk, Einer Zeit unglaublich ist, ist's der andern nicht, bei welcher sodann das Wunderbare vielmehr die Seelenkräfte der Zuschauenden erhöht, ihre Aufmerksamkeit stärkt und ihr Vergnügen, wie ein berausgender Göttertrank, bis zum höchsten Grade vollendet. So scheint es mir mit diesem und vielleicht mit mehreren Indischen Stücken gewesen zu seyn, weil die Hindu's in diesem Element lebten. Ihr König, der Stammvater aller Könige ihres Reichs, (des ersten Reiches der Erde in ihrer Meinung,) reichte dicht an die Region der Götter

ter; auch die Stammutter derselben mußte also daher entsprungen seyn, und nur der entscheidende Ring des Schicksals konnte sie beide vermählt haben. In dieser Region ward das Wunderbarste natürlich.

Wollen Sie sich, m. Fr., hievon überzeugen, so lesen Sie nur wenige Seiten im Bagavadam. Auf allen Blättern desselben sind Geister und Menschen, Götter und Könige nur Ein Reich, Eine Schöpfung; insonderheit gelten die Gebete, und Verwünschungen der Einsiedler und Weiser als unwiderrufliche Aussprüche des Schicksals. c) Da findet sich nicht bei allen Nationen ein früheres Zeitalter der Unschuld, wo Götter mit Menschen lebten, Engel Patriarchen besuchten? Da ist der Begriff der Ueberirdischen noch nicht so hoch erhöht, daß nicht eine Nymphe sich zur Ums

ars

c) Die Geschichte des Königes Parikschitu, die einen grossen Theil des Bagavadam ausmacht, ist, wie Sakontala ganz darauf gebauet. C. Sammlung Asiatischer Originalschriften, Th. I. Zürich 1790.

armung eines Helden herablassen, daß nicht ein Held dem Könige der Geister zu Hülfe kommen, ein Sterblicher auf Indra's Thron sitzen, auf seinem Wagen fahren, die höchsten Götter des Sternensraums sehen und von ihnen den Segen empfangen könnte. Da mischen sich Geister ins Glück und Unglück der Menschen, und Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung wohnen zunächst am Fuße des höchsten irdischen Paradieses. Schöner, weiter Raum der Phantasie! Nasser ihm würden wir in der Sakontala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreises nicht bestiegen, und das vertrauliche Gespräch des ältesten Ehepaares der Welt im Paradiese der seligen Geister nicht belauscht haben. Der Idyllengeist der ersten, der höchste Epische Geist der letzten Scenen dieses Drama wäre von der Erde verbannt gewesen, und sie gehören gewiß zum Ersten ihrer Art, was je der menschliche Geist hervorbrachte.

Glauben Sie auch nicht, m. Fr., daß das Wunderbare schlechthin die Belehrung aufhebe; es macht dieselbe nur angenehmer, indem hinter seinem Geheimnißreichen Schleier der Verstand gleichsam verstohlen und desto freiwilliger sich selbst belehret. Fragen Sie sich, ob nicht, als Sakontala höchst unschuldig nach der Weise Gandarwa des Königes Verinählte ward, Sie sich selbst fürchtend gesagt haben: „Blume der Unschuld, „das solltest Du nicht thun! Du solltest deinen „Vater Kanna erwarten.,, Oder wenn Sie, Zutrauensvoll wie Sakontala, damals noch nicht fürchteten, ob Ihnen nicht wenigstens in der entzücklichen Scene, da der König sie ganz und gar verkennet, mithin sie und das Kind unter ihrem Herzen aufs höchste kränket, da sie, eine Königin, die rechtmäßige Gemahlin Duschmanta's, von ihrem Ringe, von jedem andern Beweise, von Göttern und Menschen verlassen, in der niedrigsten Gestalt dasteht, ob Ihnen nicht, damals

wenigstens, die Lehre fürchterlich ins Ohr geklungen habe: „Traue keinem verliebten Könige, wäre es auch ein edler Duschmanta; unter dem Zauberstabe der Zeit und der Entfernung, unter Chören Lobpreisender Sänger, und im Taumelkreise des Hofes verlieren sie ihr Gedächtniß.“

Gewiß müssen Sie es auch gefühlt haben, wie eben das Wunderbare der vorausgesetzten Verblendung die stärkste Wirkung des tragischen Schreckens und Mitleidens hervortreibt, indem der verblendete König aus Unwissenheit, ja in der Meinung, daß er auf seinem heiligen Sitz sehr rein und edel handle, da er sich auch keinen Blick auf die Sakontala erlaubet, ein Verbrechen begeht, das er nachher so schwer büßen muß, ja ohne Zwischenkunft der Götter nie und nimmer abbüßen würde. Lesen Sie, was Aristoteles von solchen Scenen (Kap. 14.) sagt, und sie werden die Wirkung des Wunderbaren hier sehr dramatisch finden. Es ist ein Knote, der Auflösung eis-

nes Gottes werth, weil Götter ihn selbst geknüpft haben: Sakontala wird entrückt, (wir wissen nicht wohin?) aber wir sahen für sie keinen andern Ausweg. Auch ist's der Götter werth, daß Duschmanta, nachdem er unter dem Rausche ihrer Verblendung so lange gelitten hat, durch sie aus der tiefsten Tiefe emporgezogen werde.

Ihnen, m. Fr., hat die Scene unwürdig gedünket, in welcher Natali unsichtbar den Freund des Königs peinigt; aber wer ist dieser Freund des Königes, dieser weise Bramane? Doch immer ein halber, nur ein feinerer Hofnarr, als einst die Hofbeamten dieser Art in Europa waren. Dem Könige sagt er zuweilen die Wahrheit, gerade hier aber sagte er sie ihm nicht, als dieser, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, die größte Ungerechtigkeit beging, und die Sakontala verläugnete. Mohawya war mit im Walde gewesen, und Er stand nicht unter dem Zauber der Verblendung. Hinter dem, was der König gelit-

lit's

litten hat, dünkt michs also die billigste Strafe, daß sein Freund auch etwas leide und für sein Schweigen jetzt aus den Lüften seine Stimme erhebe. Da überdem die Thätigkeit des Königes, der seinem Freunde beispringt, zuerst durch diesen Aufruf geweckt wird, bis sie ihre höhere Bestimmung findet; so steht auch als Uebergang dieser lustige Auftritt sehr an Ort und Stelle. Das Drama verfolgt seine Handlung und die darin verflochtenen Charaktere, wo es sie findet, und in allen Nuancen: Wald und Hof, Komisches und Tragisches ist in ihm; es erstreckt sich über Himmel und Erde.

Unvermerkt sind wir also zur Hauptfrage gelangt: „wie sich Sakontala überhaupt als Drama zu Aristoteles Begriffen von der theatralischen Poesie verhalte, und zu welcher Gattung derselben es gehöre? Ist es ein Trauer: ein Lust: oder ein sogenanntes Mischspiel? Ich antworte kurz: ein Episches Drama.

Alle

Alle sind wir darüber einig, m. Fr., daß das eigentliche Local- und Zeitmäßige der Griechischen Schaubühne kein Gesetz für alle Orte und Zeiten der Welt seyn möge. Denn da wir wissen, daß das Theater der Griechen nur aus dem Chor entstanden sei, und sich daraus gleichsam zergliedert habe, daß eben dieses Chors wegen die Einheit des Orts, die Kürze der Zeit, das Einfache der Handlung in ihm gegeben und vorausgesetzt war; (widrigenfalls sich beide auf ewig hätten scheiden müssen:) so darf niemand Zweifel erregen, ob, wo kein Griechischer Chor, kein Griechischer Markt oder Pallast statt findet, irgend Eine der Beschränkungen statt finden müsse, an welche unter andern Umständen auch bei den Griechen gar nicht gedacht wäre. Zusammenhang der Theile also, Einheit, Fortgang und Interesse der Handlung ist die Seele des Drama; keine kleinliche Rücksicht auf Ort und Zeit, von der auch Aristoteles sehr entfernt war. Selbst der einfachen

chen

chen Fabel redet dieser nichts weniger, als das Wort; die zusammengesetzte oder verwickelte Handlung nennt er die vorzüglichere, wie sie es ihm denn auch ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach seyn mußte.

Den Griechen war, wie bekannt, Ein Theaterstück gewöhnlich zu kurz; sie spielten mehrere nach einander. Den Römern war die griechische Komödie zu einfach; ihre Theater-Dichter, die von den Griechen borgten, mußten also aus mehreren Stücken ein Ganzes zusammenheften. Alle Europäischen Nationen endlich brachten ihrer Natur gemäß, Begebenheiten ganz ohne griechischen Zuschnitt auf die Bühne, und geriethen sogar, wenn sie an Aristoteles dachten oder die Griechen nachahmen wollten, größtentheils auf seltsame Misverständnisse, Schein: Abfindungen und Complimente. Woher dies alles? weil der äußere Zuschnitt des griechischen Theaters uns fremd ist und bleiben wird, indem wir an seinem gottesdienste

Stenstlichen oder republikanischen Chor durchaus keinen Antheil haben. Alle Begebenheiten der Bühne sind uns Begebenheiten der Welt; unser Gesichtskreis ist erweitert, unsere Theilnehmung zwar gewiß nicht Urtheilvoller, feiner, tiefer, als sie es bei den besten Griechen gewesen seyn möchte, aber Bedingungsloser und gleichsam unumschränkter. Daher die Form der alten Spanischen und Englischen Stücke; daher auch die Form dieses Indischen Drama.

Hat Aristoteles diese Form nicht gekannt? ist sie etwa, wofür man sie oft hat ausgeben wollen, eine neuere Erfindung? Er kannte sie wohl; steuert aber, wie er kann, dagegen, und sucht das Drama seiner Nation in den Kunstschranken zweier unvermischten Gattungen, des Trauers und Lustspiels zu erhalten. „Nach den Regeln der Kunst, sagt er, sind Trauerspiele, worinn das Glück in Unglück verwandelt wird, die schönsten. Die Fabeln von einer doppelten:

„Zur

„Zusammensetzung, die sich durch einen entgegen-
 „gesetzten Glückswechsel der Tugend: und Laster-
 „haften enden, sind minder schön, und es ist nur
 „der Schwachheit der Zuschauer zuzuschreiben,
 „wenn man ihnen den ersten Platz zueignet:“
 denn nicht fürs Trauer: sondern fürs Lustspiel,
 meint er, schicke es sich, daß die ärgsten Feinde
 zuletzt als Freunde aus einander gehen. Des-
 gleichen ist er sehr dagegen, daß man das Drama
 zu einer Epopee verlängere, oder eine Epopee mit
 ihren Episoden auf die Bühne bringe, u. f.

Die Ursache, warum Aristoteles so strenge ab-
 schloß, erhellet von selbst: denn mit dieser Ver-
 längerung und Vermischung des Drama ging
 nothwendig die Schärfe seines ganzen
 Kunstbegriffs verloren. Die verlängerte Ge-
 nre erschlaffte; das zum Epos erweiterte Drama
 konnte nicht mehr so unverwandt auf jene Leiden-
 schaften der Furcht und des Mitleids, oder beim
 Lustspiel aufs Lächerliche ausgehn, es mischten
 sich

sich viele und vielerlei Empfindungen durch einander, und zuletzt artete alles in jene schlaffe philanthropische Mitempfindung, oder in jene kalte Passivität der Unterhaltung aus, die eigentlich eine Pest der Dramatischen Kunst ist. Es wäre viel zu weitläufig, hier untersuchen zu wollen, wie fern dieses bey allen Nationen eingetroffen sei, die statt der Trauer- und Lustspiele Märchen, Gemählde des bürgerlichen Lebens, oder Abentheuer auf der Bühne geliebt haben, und noch lieben. Ohne Zweifel war die Bühne nur ein Nachklang ihrer Empfindungs- und Denkweise auch außer dem Theater; ihre Dichter gingen der Geschichte, der leichteren Unterhaltung nach, und das wahre dramatische Kunstgefühl der Griechen blieb manchem Volk ganz fremde. Welchen Platz man einst den Indiern, wenn mehrere ihrer Stücke bekannt sind, unter den Theaterliebhabern anweisen werde, mag die Zeit entscheiden; genug, daß dieses erste Stück, das wir von ihnen kennen, ob es gleich

gleich nur ein dramatisches Epos ist, in allen wesentlichen Theilen aufs nächste und feinste an die griechische Kunst grenzet. Um zwei Personen, Sakontala und Duschmanta, windet und schlinget sich alles; die höchste Mannichfaltigkeit ruhet auf der simpelsten Einheit.

Noch hätte ich von den Charakteren und Farben des Stücks Einiges zu sagen. Gere sind, nach Indischer Art, nicht scharf aber auch nicht unbedeutend, und jeder in seinem Grad idealisch gezeichnet. Sakontala ist alles, was eine Indische Blume des Reizes, der Zucht und Tugend seyn kann; sie verdient ihren hohen Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein lange ertragenes Unglück. Duschmanta ist die Summe aller Indischen Weltbeherrscher in gepriesenen Tugenden und den von ihrer Würde unabtrennbaren Fehlern. Kanna ist das Ideal eines Heiligen und Weisen, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Gottheit. Die Göttin

Aditi will ihm von den letzten glücklichen Ereignissen Nachricht senden; aber ihr Gemahl spricht: „durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig seyn!“ Er sinnet nach, und sendet ihm mit seinen Gottesgedanken unmittelbare Botschaft: Kann etwas Erhabneres gedacht werden? Der Sohn der Sakontala und des Duschmanta ist wunderschön, kindisch und prinzlich geschildert; *flor iuventutis in principe, princeps iuventutis*. Die Anerkennung des Vaters ist hier so rührend schön, wie dort das Verkennen der Mutter rührend schrecklich war; nach der Weise Gandarwa (der seligen Geister,) waren sie im Haine der Jugend vermählt, ins Paradies der Gandarwa ward die bei Hofe verkannte Sakontala gerettet, und da finden sie sich, Duschmanta nach vielen Büßungen und Verdiensten, endlich wieder; das seligste Ehepaar, der Gott des Lichts mit der Göttin des Tages, Eltern der zwölf Sternbilder

des

des unermesslichen Himmels, erneuen ihre Verbindung. Höher konnte die Abkunft der Beherrscher Indiens nicht gefeiert werden, und wie dürftig mag die Tradition gewesen seyn, auf die der Dichter baute, die er so hoch idealisirte! d)

Die Farben des Drama in der Diction, in Gleichnissen und Bildern sind die zartesten und prächtigsten, wie sie nur Jenes Klima mit seinem Naturreichthum hervorbringen konnte. Selbst Griechenland scheint arm dagegen, noch mehr

U 2

sinds

- d) Der Bagawadam sagt nichts von dieser Geschichte, als: „Melens Sohn war Duschanden. Auf der Jagd beschloß dieser die Sugundelei; sie brachte den Corüdeminen zur Welt, den der Vater auf die Versicherung des Agassarani für den Ewigen erkannte. Dieses Kind hieß Baraden und von ihm stammt eure Familie ab. (Sugen nämlich spricht zum Könige Parisschitu.) „Baraden war einer der berühmtesten Eroberer, er unterwarf sich alle Könige der Welt.“ Dies ist das Kind, das in der Sakontala mit dem jungen Löwen spielt.

Sei mir gegrüßet, o Gott! Du hast die Holde be-
zwungen,

Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle
bezwang,

Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sam-
bagomblume

seiden; die Lippe zart, wie der Tamarei
Kelch,

Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieb-
lichen Stimme —

Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scher-
ze besiegt.

Wie die Maligra: Blume der Morgenröthe sich
aufthut,

thun sich, blickst du sie an, zärtere Seelen
dir auf.

T a m a j a n d r i.

Wer schildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meisterwerk! In Millionen Jahren
hatte schaffend sich der Gott geübet,
und aus aller Herzensfeßlerinnen
feinsten Reizen schuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, seine Gattinn,
legten, als sie die Gestalt erblickten,
Ihre Götterkränz' ihr an den Busen.
Da erhoben sich der Wohl lust Hügel,
rund, wie Bilwamfrüchte, leise wallend
wie der Ton der seufzend süßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verschoss er in den Himmel,

U 4

auf

auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
 Die zwei übrigen, o Tamajandri,
 barg der Gott in deine holden Augen.

VII.

Gedanken

einiger Bramanen.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

1911

Z w o B l ü t h e n .

Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitterer Früchte,
blühen zwei Blüthen, vom Thau himmlischer Güte bethaut.

Dichtung die Eine, sie labet den Geist mit Wasser des Lebens;
Freundschaft die Andre, sie stärkt, heilt und erquicket das Herz.

W i s s e n s c h a f t u n d T u g e n d .

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig da
hier seyn;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

Ver=

Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
mit Gleichgültigen und Guten
sei dir ja nicht Einerlei!

Ein Tropfe Regenwasser
fiel auf ein glühend Eisen,
und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
und glänzt als eine Perle,
und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
zur Segenreichen Stunde,
und ward zur Perle selbst.

F r e u n d s c h a f t.

Wie der Schatte früh am Morgen
 ist die Freundschaft mit den Bösen;
 Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
 Aber Freundschaft mit den Guten
 wächst wie der Abendshatte,
 bis des Lebens Sonne sinkt.

Ehle und niedrige Freunde.

Freunde niederer Art, sie gleichen dem Erdenge-
 fäße;
 leicht zerbricht es, und schwer wird es von
 neuem ergänzt.

Bessere Seelen gleichen der goldenen Schale,
 die nie bricht;

Nie vom Roste befleckt, ist sie und bleibet
 sie Gold.

D e r F r e u n d .

Dwer erfand den Edelstein der Sprache,
 die kurze Sylbe Freund? Er nannt' in ihr
 des Lebens Trost, den Retter von Gefahren,
 von Gram, und Furcht, und Selbstbetrug, und
 Noth;

den treuen Schatz von unserm Leid' und Freuden,
 der Wunden Balsam, unsrer Augen Salbe,
 des Herzens Arzt, von uns das beste Selbst.

D i e K o h l e .

Flieh ein schwarzes Gemüth; wirf weg die garz
 stige Kohle,

Glühend brennet sie dich; Glutlos beschmutzt
 sie die Hand.

Der

Der treulose Freund.

Wie tiefer schmerzet uns der Unfall,
wenn uns süße Worte schlau betrogen,
wenn uns Freundesdienst in Unglück lockte,
wenn uns Hoffnung, Glaub' und Treue täuschten!
Mutter Erde, kannst du Menschen tragen,
die, wenn Unschuld ihnen sich vertraute,
sie mit süßer Freundschaft Milch vergiften?

Treulosigkeit.

Haltest du es für Witz, den vertrauenden Freund
zu betrügen?

Wer den andern im Schlaf mordete, ist er
ein Held?

Die

Die Trennung.

Jedes Ding, indem es auf die Welt tritt,
 trägt in sich den Samen der Zerstörung.
 Ist es Wunder, ist es zu bedauern,
 daß ein Leib, der Elemente Kunstbau,
 wiederkehrt in seine Elemente?
 Kannst du nun mit deinem eignen Körper
 unzertrennlich nicht beisammen wohnen;
 wie, daß du mit Freunden es verlangtest?
 Wie zwei Bretter, schwimmend auf dem Weltmeer,
 finden sich und trennen sich die Menschen.
 Jede zarte Blume der Bekanntschaft
 pflanzt schon der Trennung Dorn ins Herz dir.
 Ach! und Trennung voll geliebten Freunden
 ist uns, wie des Todes dunkle Blindheit.
 Für die Krankheit giebt es keinen Arzt mehr.

Die Verstorbenen.

Freund, du klagest um die, die keiner Klage be-
dürfen;

weder um Lebende klaget der Weise, noch um die
Gestorbenen.

Find in dieser Umhüllung die Seele Jugend und
Alter,

wird sie es einst auch finden in jeder andern Um-
hüllung.

Kält' und Hitze, Vergnügen und Schmerz sind
Körper: Empfindung;

alle das kommt und geht, und hat nicht bleibende
Dauer.

Trag' es geduldig, o Bharats Sohn. Der Weis-
se, den nichts stört,

dem Vergnügen und Schmerz Ein Ding ist, der
ist unsterblich;

Was die Gestalten formt, ist unvergänglich und
ewig.

Dreifacher Zustand.

Was gebohren ward, muß sterben;
was da stirbt, wird neu gebohren.

Mensch, du weißt nicht, was du warest;
was du jetzt bist, lerne kennen;
und erwarte, was du seyn wirst.

Bestimmung der Natur.

Was uns die Natur zu seyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden.
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er ist, und wird nicht größer.
Schöpf er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Brors e h u n g.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papas
 geien das Kleid gab,
 Weiß und gefärbet und grün; hätt' er nicht
 Kleider für dich?
 Eher windet sich nicht vom Mutterherzen der
 Säugling,
 bis in der Mutter Brust Fülle der Nahrung
 ihm quillt.

Zwecke des Lebens.

Zur Arbeit, Lieb' und zur Veredlung ward
 das Leben uns gegeben. Fehlen die,
 was hat der Mensch am Leben? Hat er sie,
 was fehlte ihm; worüber wollt' er klagen?

R e l i g i o n.

Als in den alten Tagen der Herr der Schöpfung
gen Menschen

bildet und lehrte sie, die Götter verehren, da
sprach er:

„Denkt der Götter, o Menschen, so werden sie
Eurer gedenken;

aber gedenkt auch Euer einander, und schaffet das
Glück euch.

Wer von den Göttern Gaben erhält, und weihet
der Gaben

Keine zum Danke zurück, der begeht an den
himmlischen Diebstal.

Also wer nur für sich das Mahl bereitet, der isst
Brot der Sünde. Was lebt, empfing vom Bro:
te das Leben,

Brot erzeugte der Regen, den Regen gaben die
Götter,

Huld der Götter erwarben der Menschen gütige
Werke,

gütige Werke kommen von Gott; so lebet die
 Gottheit

allenthalben in Allem mit ewig rollendem Kreise.
 Wer dem göttlichen Kreise nicht folgt, der lebet
 vergeblich.

Unerbetene Wohlthat.

Sieh, wie die goldene Sonne die Blume öffnet
 am Morgen,

sieh, wie der silberne Mond, milde mit Thau
 sie erquickt,

Ungebeten; so strömt der erfrischende Regen zur
 Erde

Ungebeten; so thut auch der Gutmüthige
 Guts.

Die Sache der Menschheit.

„Dies ist einer von Uns; dies ist ein Fremder!“

So sprechen
niedere Seelen. Die Welt ist nur ein Eiz-
niges Haus.

Wer die Sache des Menschengeschlechts als Sei-
ne betrachtet,

Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am
Verhängnisse Theil.

Der Fruchtbau.

Wenn die Bäume voll von Früchten hängen,

neigen sie die Aeste freundlich nieder.

Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt;
neigt er sich, damit er andern helfe.

Die Weihe des Fürsten.

Badest im Strome du dich? O König, die innere Seele

wäscht kein Wasser; sie will einen lebendigen Strom.

Treue heißt er, er rollt voll Mitgefühles die

Wellen, macht sich
zwischen Ufern des Rechts, und der wohlthätigen Guld.

Der Welteroberer.

Wer von Weiberliebe nicht zerfließet,

und von Zornesfeuer nicht entflammet:

Wen die stürmige Begier nicht fortreißt,

wer die farg: verschlossene Hand nicht kennet

Drei der Welten möchte Der erobern. —

Der Mann von Werth.

Trägst du einen Edelstein am Fuße?
 Und der Mann von Werth ist dir verachtet?
 Setze den und diesen in die Krone
 Dir, o Fürst; nicht ihnen, dir zur Zierde.
 Ross, Gewehr, ein Buch und eine Laute,
 Wort und Mann wird nach Verdienst gewürdigt.

Edelstein und Glas

Möge der Juwel im Staube liegen,
 Schimmre Glas auch in des Königs Krone;
 In des Künstlers, in des Käufers Händen
 wird erkannt, was Glas und was Juwel sei.

Z i e r d e.

Die Perle zieret nicht das Ohr;
die kluge Rede zierets.

Der Demant zieret nicht die Hand;
sie zieren gute Thaten.

Der Ambra macht dich nicht beliebt;
Gefälligkeit macht Liebe.

D i e B l u m e.

Ein gütiger und weiser Mann
ist immer eine Blume.

Wird sie erkannt, so pranget sie
im Diadem des Fürsten;

Wo nicht, so blüht und duftet sie
sich selber in der Wildniß.

Verführerinnen.

Reichthum und Jugend und hohe Geburt und
 Mangel an Kenntniß,
 Jede von ihnen allein ist zum Verderben ge-
 nug;
 Sind sie nun alle vereint, und jede von ihnen
 mit Arglist,
 und mit Stolge gepaart; weh dem Beglü-
 cketen da!

Stand und Umgang.

Nicht der Stand entscheidet über Gaben;
 Aber über Sittlichkeit der Umgang.
 Sieh den süßen Strom sich mit dem Meere
 mischen; und er ist fortan untrinkbar.

Wahre Lebensart.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte
 mit Achtung,
 Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben
 und Gunst,
 Stolze mit Demuth, irrende Menschen mit sanfter
 Belehrung,
 Weise nach ihrem Gemüth, der ist der
 freundliche Mann.

Die verständige Natur des Menschen.

Auch ein Thier verstehet Worte;
 Roß und Elephant verstehet
 seinen Führer; aber Menschen
 finden aus, was nicht gesagt ward,
 sehn Bedeutung in einander,
 sehn Gedanken ohne Wort.

Der Liebling des Glückes.

Die Glückesgöttinn ist ein junges Weib;
 sie liebet keinen alten Ehgemahl,
 der träg' und müßig aufs Verhängniß hofft,
 und seiner Sünden Schuld entkräftet trägt.
 Der Mann von edler Seele, von Entschluß
 und Kraft, der seine Thaten richtig wägt,
 und fremde gütig richtet; unbefleckt
 am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
 und Freund, Er ist der Göttinn Liebling.

D a s s e i ch t, d a s s i c h

So wie die Flamme des Lichts auch ungewendet
 hinaufstrahlt;
 so vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute
 empor.

Der

Der geworfene Ball.

Wenn dem guten Menschen ein Leid unschuldig
 begegnet, ...
 Ist er in Schicksals Hand wie ein geworfener
 Ball;
 Nieder prallt er zu Boden, damit er über sich
 steige,
 Da, wie ein Erdenklos starrend der Böse ger-
 fällt.

Sache und Erfolg.

Was Dich reget, sei die Sache,
 die du thust, nicht ihre Folgen.
 Glend wird, wer sie berechnet;
 Weisheit ruhet in der Handlung.

Betrübniß des Gemüthes.

Bei sieben Dingen wird mein Herz betrübt,
wenn ich den schönen Mond am Tage dunkel sehe,
und welken sehe eines Weibes Schönheit,
und ohne Blumen sehe See und Wiesen;
und einen schönen Mann unweise handeln,
und einen Mächtigen nur nach Gelde streben,
und einen Guten immer arm erblicke,
und einen Günstling nur verläumden höre.

Gedeihen der Menschheit.

Abgetrennet vom Leibe gedeiht kein lebendes Glied
mehr;
Menschen von Menschen getrennt, sind ein
entfallenes Haar.

Ar m u t h.

Armuth macht den Mann beschämnet,
Schaam und Unglück macht ihn Muthlos,
Muthlos wird er unterdrückt,
Unterdrückt wird er grämlich;
Gram und Kummer schwächt die Seele,
Seelenschwäche bringt Verderben;
Ach so seufzt du, böse Armuth,
endlich in das tiefste Weh.

Der fallende Tropfe.

Wie ein fallender Tropfe, so ist das Leben der
Menschen;
Raum einen Augenblick, — hält ihn das
Lüftchen empor.

Herr:

Herrschende Sinnlichkeit.

Wer den Sinnen wird gefangen,
 der gefället sich in ihnen.
 Aus Gefallen wird Begierde,
 aus Begierden Angst und Thorheit.
 Er verlieret das Gedächtniß,
 die Vernunft, und mit ihr Alles.

Wie der Sturm auf Meeres Wellen
 mit dem schwachen Rahne spielt,
 spielt Begierde mit Gedanken.
 Glück und Ruhe sind verschwunden:
 denn nur der, o Mensch, ist glücklich,
 dem zufließen die Gefühle,
 wie ins stille Meer die Ströme.

Wissen und Thun.

Kinder sprechen von Wissen und Thun als doppelten Dingen;
Beide werden nur Eins in des übenden Mannes
Gemüthe,
Dessen Seele des Ewigen Sinn, die Seele der
Welt ist.
Hören und Sehen, Gefühl und Bewegung, Essen
und Trinken,
Schlaf und Wachen, Handeln und Ruhn, und
welche Vermögen
Sonst er übe, sie trüben ihm nicht die Stille des
Geistes,
Wie von der Meereswelle der Lotos nimmer be-
fleckt wird.

Verschwendeter Werth.

Wer auf diese Welt gebohren,
 nicht nach edeln Werken trachtet,
 um dereinst im weitem Leben
 dieses Lebens Frucht zu sammeln:
 Der durchwühlt mit goldnem Pfluge
 Mühsam einen dürrn Boden,
 nur um Unkraut drein zu säen.
 Einen Krug von Edelsteinen
 setzet er zum Sandelfeuer,
 schlechte Hülsen drein zu kochen.
 Einen schönen Dattelgarten
 haut er ab, daß statt der Palmen
 er darinn sich Messeln pflanze.

Vollendung des Werks.

Und ob ein Unerfahrer dich verlachte,
Und ob sich Unglück dir entgegen stellte,
Du sterbest über lang' und kurze Jahre;
verfolge kühn dein Flugbegonnen Werk.

Als Geister einst am Berge Meru drehten,
wiewohl sie Edelstein' und Kostbarkeiten fanden,
wiewohl sie Gift in wilden Strömen schreckten,
sie ruhten nicht, bis daß die Götterspeise
Ambrosia *) in ihren Händen war.

*) Amortam bei den Indiern. Die Geschichte davon,
eine Episode des Epischen Gedichts Mahabharat steht
in Wilkins Anmerkungen zum Bagas = Gita S.
146. u. f.

Milde Gesinnung.

Wer freundlich mit den Menschen lebt,
 dem wird das Feuer Kühlung,
 das Salzmeer wird ihm Labung seyn,
 der Löwe wird ihm dienen,
 die Schlange wird ihm Blumenkranz,
 das Gift zur Götterspeise.

Die Nachtigall und das Weib.

Schönheit der Nachtigall ist der Nachtigall lieb-
 liche Stimme;
 Schönheit des Weibes ist sanfte, gefällige
 Treu'.
 Sie ist das Herz des Mannes, des Hauses Seele,
 die Mutter
 ihrer Kinder, an ihr hanget die künftige
 Zeit.

A n d a c h t.

Von Begierden frei und frei von Lohnsucht
thut der Weise Guts und weiß es selbst nicht.
Unbefangen vom Erfolg der Thaten
weiht er sie der Andacht reinem Feuer.
Gott ist seine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfer,
und nur Gott kann seines Opfers Lohn seyn.

R e l i g i o n.

Niemand schaden, Allem Hülfe leisten,
Jedermann ein heiliger Altar seyn,
ist Religion. Und diese Freundin
geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.

Abschied des Einsiedlers.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater,
der Lusthauch,
Und du Feuer, mein Freund, du mein Ver-
wandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch al-
len mit Ehrfurcht
freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienies
den gelebt,
Und geh' jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlas-
send;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und
Mutter, lebt wohl!

VIII.

Tithon und Aurora.

111

100

[illegible]

D obwohl gewöhnlicher Weise keine Grab- und
Lobschrift zu bemerken pflegt, wie lange ein
Mensch sich selbst überlebt habe: so ist dies
leider doch eine der größten und nicht seltenen
Merkwürdigkeiten menschlicher Lebensläufe. Je
früher das Spiel unsrer Gaben und Leidenschaften
anfängt, je rascher es fortgesetzt, und durch äußer-
e Zufälle auf mancherlei Weise bestürmt wird:
desto häufiger wird man Fälle gewahr von jenem
frühen Ermattungen der Seele, von Niederlagen
der Kämpfer ohne Tod und sichtbare Wunde, vom
männlichen, oft schon jugendlichen höchsten Al-
ter. Lange kann ein Mensch wie die Gestalt sei-
nes Grabmonuments mit lebendigem Leibe umher-
gehn; sein Geist ist von ihm gewichen; er ist der
Schatte und das Andenken seines vorigen Namens.

Vielerlei Ursachen können zu diesem frühen Tode beitragen, Eigenschaften des Geistes und des Herzens, zu große Wirksamkeit und zu träge Geduld, Erschlaffung sowohl als Ueberspannung, zu schnelles Glück und zu lange dauerndes Unglück. Denn überhaupt ist ja Gesundheit, Munterkeit, Vergnügen und Tugend allezeit die Mitte zweier Extreme. Sowohl am schroffen als am seichten Ufer des Stroms können Fahrzeuge ihren Untergang finden; mitten im Strome schiffet es sich leicht und fröhlich. Mancher veraltete, weil es ihm an der wahren innern Quelle des Lebens und der Thätigkeit fehlte; er war ein zusammengefloßener Bach, der bald versiegt und sein trauriges Bett zeigt. Bei Jenem sollte der Schein das Seyn ersetzen; die Finsterniß weicht, und die Johanniswürmchen in seinem Haar glänzen nicht mehr als funkelnde Diamanten. Bei diesem sollte Gedächtniß und Mühe thun, was allein der Verstand und Genius thun konnte; das überladne

Sie:

Gedächtniß erlag, die übertriebne Mühe ermattete, und zuletzt kam der Mangel am Wesentlichen zum traurigen Vorschein. Ein anderer überstrengete sich als Jüngling mit seinen edleren Kräften. Er häufte mit tausend Händen Berge der Phantasie zum Himmel empor, und fand, auch ohne den Blick Jupiters, unter ihnen bald seine Ruhestätte. Ein anderer, dem es mit seinem Bemühen und Lernen nur um Gemächlichkeit zu thun war; entsagte dem Bemühen und Lernen, so bald es ihm gemächlich ward; er begrub sich selbst in einen seligen Moder. Jenem Verdienstlosen hat ein unerwartetes Glück, ein zu rasch: erworbener Ruf, eine unversehens: gelungene Handlung den Verstand verrückt; außer ihr hat er keine Gedanken mehr; seine verführende Göttinn Fortuna hat ihn auf einmal mit Lorbeer, Pappeln und Mohn gekrönt; er schläft, oder spricht irre in ihrem verzärtelnden Schooße. Diesem Verdienstvollen hat ein unverdientes, zu lange erdul-

buldetes Unglück die Schultern gebeugt, die Brust zusammengedrückt, und den Arm gelähmet; er kann nicht aufrecht stehn und sich wieder erholen. Ein Blitzstral vom Himmel hat bis zur Wurzel hinab die Eiche getroffen und ihrer Lebenskraft beraubet. Diesem Manne von vielen Fähigkeiten fehlte es an einer weiten Brust, den Neid zu verachten und bessere Zeiten zu erwarten; er ließ sich mit ihm in einen Kampf ein; der fliegende Adler ward von der Otter, die ihn umschlungen hatte, unwürdig besieget. Jenem Manne von redlicher Thätigkeit fehlte es an Verstande; seine verschlagenern Feinde machten ihn bald unfähig und elend. So gings mit zehn andern Charakteren in andern Situationen; ans Theater des bürgerlichen Lebens ist gewöhnlich ein Hospital gebaut, in welches sich nach und nach die mehrsten der Schauspieler verlieren.

Zwo Dinge tragen insonderheit hiezu bei, und auch sie sind Extreme. Zuerst Willkühr der gebietenden:

tenden Grossen; sodann zu seine Zärtlichkeit und Sorgfalt. Bei jenen finds bekannte und beliebte Sprüche, daß nichts so beschwerlich sei, als Dankbarkeit, nichts so unerträglich, als fortgesetzte Hochachtung, und der tägliche Anblick eines anerkannten Verdienstes. Neue Huld erwirbt sich als so neue Dankbarkeit; und Geschöpfe, die man sich selbst zuziehet, ja in die man Gaben und Verdienste legt, die ihnen die Götter nicht zugetheilt hatten, sind eine reizende eigene Schöpfung. Den alten Bäumen mag also ihr Saft entzogen werden, damit die junge Welt blühe und wuchre. Wenn in solchen Fällen nicht größer ist, als der vor dem er abhängt, der stirbt in sich am Unmuth der Selbstverzehrung. Die majestätische Stimme Philipps 2. „Yo el Rey,, hat schon Manchen solcher Art getödtet. Diesem Morde menschlicher Verdienste und Kräfte stehet ein anderer entgegen, den man den feinsten Selbstmord nennen möchte. Er ist um so bedauernswürdiger, weil er nur bed

den

den erlesensten Menschen statt findet, und ihr köstliches Uhrwerk auf einmal oder nach und nach zertrümmert. Menschen nämlich von äußerst zartem Gefühl haben ein Höchstes, wornach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hängen, ein Ideal, auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken. Wird ihnen diese Idee genommen, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert: so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest stehet mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehrere Erstorbne dieser Art in unsrer Gesellschaft umher, als man es Anfangs glauben möchte, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen, und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens selbst ihrem Freunde verhehlen. Da Shakespear so wie alle Zustände der Seele, so auch diese Epoche des Hinsinkens oder der Verwirrung der Kräfte in mancherlei Situationen und Charakteren äußerst wahr und genau

naue

nau gezeichnet hat: so möge statt aller Eine, vielleicht die Krone der Klagen über einen solchen Zustand dastehn:

O what a noble mind is here o'erthrown!
The courtier's soldier's scholar's eye, tongue,
The expectancy and rose of the fair state,
The glass of fashion and the mould of form,
Th' observ'd of all observers, quite, quite
down. —

Now see that noble and most sovereign
reason,
Like sweet bells jangled out of tune, and
harsh,
That unmatch'd form and stature of blown
youth,
Blasted with extasie —

Nicht



* * *

Nicht nur einzelne Personen überleben sich; sondern noch viel mehr und länger; sogenannte politisch: moralische Personen, Einrichtungen, Verfassungen, Stände, Corporationen. Oft steht Jahrhunderte lang ihr Körper zur Schau da, wenn die Seele des Körpers längst entflohn ist, oder sie schleichen als Schatten umher zwischen lebendigen Gestalten. Um sich hievon zu überzeugen, gehe man in eine Juden: Synagoge, oder jense Anquetils Zend: Avesta, und die heiligen Bücher der Bramanen. Es ist kein Zweifel, daß alle diese Religions: Institute einst sehr nützlich waren, und daß in jeder dieser Hüllen Keime zu einer grossen Entwicklung lagen. Mehr oder minder hat sie die Zeit entwickelt, den einen Keim glücklicher, so daß man in ihm vielleicht mehr suchte, als da war; den andern unvollkommen, und Kraftlos, wie es im grossen Laufe der Natur zu geschehen pfl eget. Alles indessen hat sein Ziel, und

und der Rabbi, der Destur und Moled, vielleicht auch der Bramane hat sich im grossen Ganzen selbst überlebt. Aus einigen Gegenden des Mahomedanismus erzählt man vom Koran, (ob dieser gleich das jüngste Religionsbuch ist) schon etwas Aehnliches; und im Christenthum, so wahr sein reiner Quell Wasser eines ewigen Lebens strömet, wie manches Gefäß ist schon zerbrochen, das diesen Quell erschöpft zu haben glaubte! wie manche Form, die jetzt noch da steht, hatte sich längst selbst überlebt! Man sehe die Römische Messe an, man höre manche ihrer Litaneien und Gebete; in welche Zeiten rufen sie uns zurück! zu welcher einem fremden Geschmack längst erblichener Zeiten! Wie in der Religion der Priesterstand, so folgen in andern Instituten die mit ihnen verknüpften Stände, jeder seinem lebenden oder todten Institut nach. Man betrachte so manche Einrichtungen, Orden und Kalande der mittleren Zeiten; wenn sie nicht dem Genius

der Meinungen zu folgen und sich mit ihm zu verjüngen wußten, so blieben sie entweder am Ufer liegen, oder der Strom trug sie Seelenlos fort, bis sie irgendwo den Ort ihrer Ruhe finden. Schon zu Cervantes Zeiten wollte der Herzog zu Bejar nicht zugeben, daß ihm der Don Quixote zugeeignet würde, so lange er an ihm ein ernsthaftes Ritterbuch glaubte, (weil der Geschmack daran schon damals lächerlich zu werden anfang;) er nahm die Dedication gern an, da er beim Vorlesen seine wahre Gestalt erblickte. Romane dieser Art hat die Zeit mit mehreren Instituten gespielt. Corneille's Prinzen und Helden sind uns größtentheils unerträglich, und man wundert sich, wie andre Zeiten diesen Gothischen Unsinn zusammenfügen, glauben und anstaunen konnten; Shakespear's Hofscenen dünken uns Haupt- und Staatsactionen. Die Ritter unsrer Zeit sind nicht mehr jene alten Ritter; und das königliche Wort Ludwigs 14.: „l'Etat? c'est moi!“, wird
das

Das treffendste Epitaphium dieses grossen Weltmonarchen bleiben. Was gebohren ward, muß sterben, sagt der Bramane; und was etwa durch Kunstmittel seinen Hingang aufhält, hat sich, indem es hiezu greift, schon selbst überlebet. Im Anfange des Frühlings siehet man das erstorbene Laub und Gras des vorigen Jahres noch häufig; manches davon hält sich vest an; in kurzem aber ist Alles verschwunden, und ein neues Gewand deckt Bäume sowohl, als den Schoos der Erde.

* * *

Wenn im Kreise der Menschheit Etwas sich nicht überleben sollte, müßte es Wissenschaft und Kunst seyn, sie, die ewiger Natur sind, der reinsten Wahrheit und einer Erweiterung ins Unermeßliche fähig; auch ist gewiß, daß das eigentliche Wesen der Kunst und Wissenschaft nie er stirbt, und sich nie ändert. Desto sterblicher aber sind ihre Formen, da diese vor allem andern

an ihrem Erfinder und Meister zu hangen, mit ihm zu entspriessen, zu blühen und unterzugehen scheinen. So lange der Erfinder lebt, so lange der Meister lehret und anweist, schöpft man aus seinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geschlecht durchwandert man schon nachlassende, oder nachäffende Schulen; Das Bild des Meisters steht todt da; seine Wissenschaft und Kunst hat sich, nicht in seinen, sondern in seiner Nachfahren Werken selbst überlebt.

Ein langes Verzeichniß dieser Ueberlebungen geben uns Reisen; Reisen sowohl in der Geschichte, als im Anblick der Gegenden, Länder, Verfassungen, Personen und Stände selbst. Wer ist's, der in ein altes Schloß, in einen verfallenen Rittersaal, in ein Archiv alter Diplome und Verhandlungen, alter Waffen und Puzwerke, in alte Rathhäuser, Kirchen, Klöster, Paläste und Reichsstädte eintritt, und sich nicht in ein abgelebtes Jahrhundert versetzt fühlte? Bei

einer Reise durch Deutschland findet man oft im Bezirk weniger Meilen alte, mittlere, junge und die jüngste Zeiten bei einander; hier haucht man noch die Luft des zwölften, dort singt man Weisen des sechzehnten, zehnten, vierten Jahrhunderts; auf einmal steigt man in Cabinette, die unter dem üppigen Herzog:Regenten angeordnet, in Galerien, die unter Ludwig 14. gesammelt, und endet mit Anstalten, die fürs zwanzigste Jahrhundert ersonnen zu seyn scheinen. So unterrichtend dies Chaos für einen Reisenden seyn mag: so verwirrend und unterdrückend müßte es für den Bewohner seyn, wenn sich die menschliche Natur nicht an Alles gewöhnte. „Herr, er stinket schon, sagte jene traurige Schwester, denn er hat schon vier Tage im Grabe gelegen.“ Bei manchen Einrichtungen könnte man vier Jahrhunderte sagen; und noch riechen sie ihren Brüdern und Schwestern nicht übel. Diese sind an den Dufte gewöhnt, und er ist ihnen nahrhaft.

Das lehrreichste Theater dieser Lebensepochen und Weltalter scheint mir Italien. Auf ihm kannst du unter Aegyptern, Griechen, Römern, Etruskern, ja wenn du willst, unter Sinesen, Indiern und Madagaskaren seyn; du kannst im einzigen Rom von Romulus bis auf Diokletian das Heidenthum, von Constantin an bis zu Pius das Christenthum verfolgen; in ihm und den Italienischen Provinzen kannst du, wie es dir gefällt, im fünfzehn; sechzehn; oder achtzehnten Jahrhundert leben; und wenn du den Denkmälern der Natur nachgehst, so triffst du Ueberlebungen an, die dich über den Rand der Geschichte hinausführen. Es gehöret ein weit Gemüth dazu, alle diese Scenen zu fassen, zu unterscheiden, und zu ordnen; sodann aber scheinen sie ein Compendium aller Geschichte, das uns zuletzt, ich weiß nicht mit welcher angenehmen, aber auflösenden Schwermuth überströmet.

The cloud-capt tow'rs, the gorgeous palaces,
the solemn temples, the great globe itself
yea all who it inherit, shall dissolve
and like an unsubstantial pageant faded
leave not a rack behind; we are such stuff
as dreams are made of, and our little life
is rounded with a sleep. . .

Genug vom Schlaf und Ersterben; laſſet uns
jetzt vom Wachen und der Verjüngung reden.
Wie geschieht diese? Durch Revolutionen?

Ich gestehe, daß mir in der neueren Modesprache wenige gemißbrauchte Worte so zuwider
sind, als dieses, weil es von seinem ehemaligen
reinen Sinne ganz abweicht, und die schädlichste
Verwirrung der Gedanken mit sich führet. In
der Astronomie nennen wir Revolution eine nach
Maas und Zahl und Kräften bestimmte, in sich
zurückkehrende Bewegung der grossen Weltkörper,



die nicht nur in sich selbst die stilleste Ordnung ist, sondern auch im Zusammenhange mit andern harmonischen Kräften das Reich einer ewigen Ordnung gründet. So drehet die Erde sich um sich selbst und macht Tage und Nächte; mit ihnen ordnet und regelt sie der Geschöpfe Schlaf und Wachen, ihre Ruhezeit und ihren Kreis der Geschäfte. So wandelt die Erde um die Sonne und erschaffet das Jahr, mit ihm die Jahreszeiten, mit ihnen den Wechsel der Arbeit und des menschlichen Vergnügens. Die Revolution des Mondes um unsre Erde giebt dem Meere Ebbe und Fluth, der Witterung, den Krankheiten und vielleicht selbst dem Wachsthum der Pflanzen ihre Perioden. In einem solchen Verstande ist's nützlich, auf Revolutionen zu merken: denn in ihnen bemerken wir einen in sich selbst wiederkehrenden Lauf der Dinge, und in diesem die Gesetze einer dauernden Ordnung. Nichts ist in einem solchen Laufe abgebrochen, hingeworfen, Vernunftlos;
Reis

keine Zerrüttung ist in ihm, sondern ein leise geschwungener Faden der Erhaltung. Revolutionen dieser Art sind der Tanz der Horen um Jupiters Thron, der Siegeskranz des Gottes, nachdem er das Chaos bezwungen, auf seinem unsterblichen Haupte.

Auch, wenn wir vom Himmel diesen Begriff der Revolutionen auf die Erde ziehen wollen, kann er nicht anders als der Begriff eines stillen Fortganges der Dinge, einer Wiederkehr gewisser Erscheinungen nach ihrer eigenen Natur, mithin des Entwurfs einer fortwirkenden Weisheit, Ordnung und Güte seyn. So spricht man von Revolutionen der Künste und Wissenschaften, d. i. von einem periodischen Wiederkommen derselben, dessen Ursachen man in der Geschichte zu erforschen sucht, und sie gleichsam astronomisch berechnet. So sprachen die Pythagoräer von Revolutionen der menschlichen Seele, d. i. von einer periodischen Rückkehr derselben in andre Ge-

stalten. So untersuchte man die Geseze der Revolution menschlicher Gedanken, wenn diese aus der Vergessenheit ins Gedächtniß wiederkehren, wenn Träume und Begierden, wenn entschlafene Thätigkeiten und Leidenschaften zurückkommen, u. f. In allem diesem suchte man Geseze einer verborgenen, stillen Naturordnung.

Scheußlich aber hat sich die Bedeutung dieses Wortes verändert, da man in den barbarischen Jahrhunderten von keiner andern Revolution als von Eroberungen, von Umwälzungen, Unterdrückungen, Verwirrungen ohne Absicht, Ziel und Ordnung wußte. Da hieß Revolution, wenn das Unterste zu Oberst gekehrt ward, wenn durch das sogenannte Recht des Krieges ein Volk sein Eigenthum, seine Geseze und Güter mehr oder minder verlor, oder durch das Recht der Monarchie alle die sogenannten Rechte geltend gemacht wurden, die St. Thomas, Macchiavel und Maudé aus wirklichen Begebenheiten nachher

aufs

ausnahmen und in Capitel brachten. Da hieß Revolution endlich, wenn Minister thaten, was die Fürsten selbst nicht mehr thun mochten; oder wenn hie und da das Volk das unternahm, was es selten so geschickt als Könige oder Minister ausführte. Das gab nun die zahlreichen *histoires des revolutions*, ein so gangbarer Titel der Bücher, als sein Inhalt meistens unverständlich, oder abscheulich ist. Den Begriff von Zweck und Absicht verlor man beinahe ganz aus dem Gesichte; die Geschichte ward ein Gemählde von Verwirrung ohne Entwicklung: denn hinter dem Ausgange einer jeden sogenannten Revolution sähe es bunter aus in den Reichen, als vorher. Revolutionen dieser Art, sie entspringen von wem sie wollen, sind Zeichen der Barbarei, einer frechen Macht, einer tollen Willkühr; je mehr die Vernunft und Billigkeit der Menschen zunimmt, desto seltner müssen sie werden, bis sie sich zuletzt ganz verlieren. Dann wird das Wort Revolution

tion wieder in seinen reinen und wahren Sinn zurückkehren, daß es einen nach Gesetzen geordneten Lauf der Dinge, eine friedliche Rückkehr der Begebenheiten in sich selbst, auch in der Geschichte bedente. In dieser Absicht allein ist diese des Studiums werth: denn an den Revolutionen wilder Elephanten, wenn sie Bäume ausreißen und Dörfer verwüsten, ist nicht viel zu lernen.

Um also mit diesem besleckten Wort nicht zu verführen, und etwa eine tödtende Gewaltthat zur Arznei menschlicher Uebel zu machen, wollen wir auf dem Wege der heilenden Natur bleiben. Nicht Revolutionen, sondern Evolutionen sind der stille Gang dieser grossen Mutter, dadurch sie schlummernde Kräfte erweckt, Keime entwickelt, das zu frühe Alter verjünget, und oft den scheinbaren Tod in neues Leben verwandelt. Lasset uns sehen, was das Mittel in sich fasse, und wie es heile.

Wenn wir der Natur Einen Zweck auf der Erde geben wollen, so kann solcher nichts seyn, als

als eine Entwicklung ihrer Kräfte in allen Gestalten, Gattungen und Arten. Diese Evolutionen gehen langsam, oft unbemerkt fort, und meistens erscheinen sie periodisch. Auf die Nacht des Schlafes folgt der Morgen des Erwachens; unter dem Schatten Jener hatte die Natur Kräfte gesammelt, Diesem, dem Morgen, munter zu begegnen. In den Lebensaltern der Menschen dauert die Kindheit lange; langsam wächst Körper und Geist, bis mit zusammengekommenen Kräften die Blume der Jugend hervorbricht und die Frucht späterer Jahre allmählich reifet. Sehr unrecht hat man diese Perioden der Entwicklung Revolutionen genannt: Hier resolvirt sich nichts, aber entwickelt (evolvirt) werden die Kräfte. Immer kommen verborgene, tieferliegende zum Vorschein, die ohne manche Vorhergehende nicht thätig werden konnten. Deswegen machte die Natur Perioden; sie ließ dem Geschöpf Zeit, von einer überstandenen Anstrengung sich zu erholen, um eine andre noch schwer

schwerere frölich anzufangen und zu vollenden : denn ohne Zweifel sind , wenn das Gewächs die Blume hervortreibt , oder sich in ihr die Frucht bildet , innigere , feinere Kräfte regsam , als da der Saft in den Stengel trat , und sich die untersten Blätter an ihm erzeugten. Nicht eher verläßt die Natur , dem ordentlichen Laufe nach , ihr Geschöpf , als bis alle physischen Kräfte desselben in Anwendung gebracht , das Innerste gleichsam herausgekehrt , und die Entwicklung , der bei jedem Schritt eine gütige Epigenese beiträgt , so vollendet ist , als sie unter gegebenen Umständen vollendet werden konnte.

Man ist gewohnt , jedes einzelne , zumal lebendige Wesen , als ein isolirtes Ganze zu betrachten ; eine nähere Ansicht aber zeigt , daß es mit Boden , Klima , Witterung , mit dem periodischen Athem der ganzen Natur zusammenhängt , daß es eben hiernach länger oder kürzer dauert , früher alt wird , oder sich leichter verjünget. Der Mensch,

Mensch, ein vernünftiges, moralisches und politisches Geschöpf, lebt vermöge dieser Fähigkeiten und Kräfte in einem eignen, unendlich weiten Elemente. Seine Vernunft hängt mit der Vernunft andrer, seine moralische Bildung mit dem Betragen andrer, seine Anlage sich als ein freies Wesen selbst und mit andern zu constituiren, hängt mit der Denkart, der Billigkeit und der wirksamen Unternehmung Vieler so genau zusammen, daß er außer diesem Element ein Fisch auf trockenem Lande, ein Vogel in lustleerem Raum seyn muß. Seine besten Kräfte ersterben; seine Fähigkeit bleibt ein todes Vermögen, und alle Anstrebung außer Zeit, Ort und Mithülfe der Elemente ist wie das Erscheinen einer Blume mitten im Winter. Die Natur macht Jahreszeiten, sie fördert Kräfte; sie fördert sie auch im Menschengeschlechte. Einzelne Menschen, Stände, Corporationen, ganze Gesellschaften und Völker können mit diesem Strome nur fortgehn; sie haben alles gethan, wenn sie in seinem Laufe flug steu-

steuren. Glaube doch niemand, daß wenn alle Regenten auf der Erde vom stolzeſten Negerkönige an bis zum mächtigſten Khan der Tataren ſich zuſammen verbänden, das Heute zum Geſtern zu machen, und die fortgehende Entwicklung des gemeinſamen Menſchengeschlechts, ſie möge zur Jugend oder zum Alter führen, auf immerhin zu hindern, daß ſie damit jemals zum Zweck kämen. Für weiſe Regenten kann dies auch nie ein Zweck werden, eben weil in der ganzen Fruchtloſen Bemühung kein Verſtand iſt.

Ein weiſer Fürſt wird ſich alſo ſtets als einen Haushälter, nicht als einen Gegner der Natur betrachten; vielmehr jeden Umſtand, den ſie ihm darbeut, aufs beſte zum Beſten wenden. Hier fallen Blätter ab, dort liegt ſchon ein ganzes Herbf von Blättern im Leichengewande; er wird dieſelben nicht an ihre vorige Stellen auf Zweige und Gipfel ſetzen wollen: denn kann er ihnen ihre vorige Friſche, vermag er ihnen den

Gaſt

Gast wiederzugeben, der sie einst mit dem Baum zu einem lebendigen Ganzen machte? Vermag er dieses aber nicht, wie? wenn er sich mit einem falben Kranz verwelkter Blätter kränzen wollte, weil sie ehemals etwas anders, als sie jetzt sind, waren? Was die Natur nicht halten konnte, wollte das der Gärtner halten? und zwar ihren Zwecken nicht gemäß, sondern gerade zuwider? Unendlich schöner ist das Werk, der Natur nachzugehen und auf ihre Seiten zu merken, Kräfte zu wecken, woirgend sie schlummern, Gedanken, Thätigkeit, Erfindung, Lust und Liebe zu befördern, in welchem Felde nützlicher Beschäftigungen es auch seyn möge. Endlich kommt die Nothwendigkeit und treibt mit einem eisernen Scepter; wer der Vernunft und Billigkeit dient, kommt der Nothwendigkeit zuvor, und darf oft mit Oberons Lilienstabe nur winken, so sprießen hier statt der verwelkten neue Blumen, so reifen dort, wenn die Blüthenzeit vorüber ist, nährende Früchte.

Der jungen Sprosse kommt er zu Hülfe, und nimmt sie in Schutz gegen das unterdrückende Unkraut. Den alten wilden Baum hauet er nicht ab, sondern impft ihm mildere Früchte ein, und der verjüngte Baum wird sich selbst seines edleren Daseyns wundern. Ein kleiner Vorsprung solcher Art, den Ein Volk vor dem andern nahm, hat ihm oft auf Jahrhunderte unerreichbare Vorzüge gegeben. Daß England in einigen Constitutionen, Finanz- und Handelspunkten das was in andern Nationen lange vorher keimte, aber aus Thorheit und Leidenschaft unterdrückt ward, nur etwas früher annahm und zur Anwendung brachte; dies hat ihm die Stelle gegeben, auf welcher es jetzt steht. Nach mancherlei gewaltsamen Revolutionen, die wie blutige Gewitter-Regen vorübergingen, gelang es eben der friedsamsten, der stillsten Revolution eine neue Wirksamkeit zu erregen, und dadurch das Glück einer lebendigen Verfassung auf Jahrhunderte hin zu gründen. Hätte es zu Wilhelms

helms 3. Zeiten die Feudal: Kriegs: und Forstgesetze Wilhelms des Eroberers erneuern wollen, wo wäre es jetzt?

Alle Stände und Einrichtungen der Gesellschaft sind Kinder der Zeit; diese alte Mutter gebahr, nährte, erzog sie; sie schmückte, stattete sie aus, und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt sie sie, wie sie sich selbst begräbt und wieder verjünget. Wer also sein Daseyn mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechselt, macht sich selbst unnöthige Plage; was vor Dir war, wird auch hinter Dir seyn, wenn es seyn soll. Handle, so viel an Dir ist, klug und weise; ihren grossen Gang wird die Zeit gehen und das Ihrige vollenden. Du für Deine Person, sei mehr als dein Stand ist: so wirst du in ihm, er altre wie er wolle, für dich selbst und für andre stets jung seyn, ja in der dunkleren Nacht wirst du als ein helleres Gestirn glänzen. Wer sich nicht über die Brustwehr seines Standes erhebt,



ist kein Feld in demselben; hinter ihr mag er kriechen, sitzen oder liegen. Der Stand als solcher macht nur Puppen; Persönlichkeit macht Werth und Verdienst. Je mehr jene träge, todte Hülle, die den besten wie den schlechtesten Kern verbirgt, dahin sinkt; desto entschiedner wird der schöne, reifere Kern sichtbar. Gewiß ist's also kein Rückgang, vielmehr eine Evolution der Zeiten, wenn der Stand nicht Alles seyn kann, sondern man in jedem Stande Personen, Menschen, wirkende Geschöpfe zu sehen begehret. Und da ohne neueinbrechende Barbarei, bei den täglich vermehrten Bedürfnissen Europa's dies Gefühl nothwendig zunehmen muß: so bleibt nur Ein Rath übrig, der Jeden vor der Veraltung seines Standes sichert: „sei Etwas in deinem Stande; „sodann wirst du der Erste seyn, die Fehler desselben einzusehn, zu vermeiden, und zu verbessern. „Sein Alter wird in dir verjüngt dastehn, eben „weil etwas in Dir ist, das jede Form schmücken „würde, und in jeder Form lebet.,,

Der

* * *

Der vortrefliche Paolo Sarpi hat eine Abhandlung geschrieben, deren Titel mich sehr reizte. Er hieß: „wie Meinungen in uns gebohren werden und sterben,“ ich war auf ihren Inhalt sehr begierig. Ob ich nun gleich aus Foscarini's Auszüge bei Grisellini sah, daß sie, was ich vermuthete, nicht eigentlich enthalten möchte: so kam mir diese treffliche Aufgabe doch mehrmals in die Gedanken. Viel sind der Wege, auf denen wir von der frühesten Kindheit an zu Meinungen gelangen, mit denen wir uns Leib und Seele überkleiden; viele davon halten sehr fest, und die albernsten haben wir meistens hinter unsre innerste neunte Haut verborgen, wo sie ja niemand antaste! Unglücklicher Weise tastet sie die Zeit dennoch an, oft mit sehr rauen Händen; und wer nun, um sein Leben, d. i. Vernunft, Ruhe und das Selbstgefühl eines inneren Werthes zu retten,

dem antastenden Satanas nicht Haut und Haar von Meinungen lassen kann, der ist in übeln Händen. Denn was bloße oder gar falsche Meinung ist, geht im scharfen Feuer der Läuterung gewiß unter. Ist's nicht aber etwas Besseres, was dagegen empor kommen soll? Statt der auf Autorität, oder gar, wie Franklin erzählt, aus Höflichkeit angenommenen Meinungen soll Wissen aus Ueberzeugung, Vernunft durch eigne Prüfung bewährt, und eine selbst: errungene Glückseligkeit unser Theil werden. Der alte Mensch in uns soll sterben, damit eine neue Jugend emporkeime.

„Wie aber soll das zugehen? Kann der Mensch in seiner Mutter Leib zurückgehen und gebohren werden?“ Auf diesen Zweifel des alten Nikodemus kann keine andre Antwort gegeben werden, als: „Palingenese!“, Nicht Revolution, aber eine glückliche Evolution der in uns schlummernden, uns neu: verjüngenden Kräfte.

Was

Was wir Ueberleben unsrer selbst, also Tod nennen, ist bei bessern Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen, eine Abspannung des Bogens zu neuem Gebrauche. So ruhet der Acker, damit er desto reicher trage: so erstirbt der Baum im Winter, damit er im Frühlinge neu sprosse und treibe. Den Guten verläßt das Schicksal nicht, so lange er sich nicht selbst verläßt, und unruhig an sich verzweifelt. Der Genius, der von ihm gewichen schien, kehrt zu rechter Zeit zurück, und mit ihm neue Thätigkeit, Glück und Freude. Oft ist ein Freund ein solcher Genius; oft ist's ein unerwarteter Wechsel der Zeiten. Opfere diesem Genius, auch wenn du ihn nicht siehst; hoffe auf das zurücksehende, wiederkehrende Glück, wenn du es gleich entfernt glaubest. Ist die linke Seite dir wund, lege dich auf die rechte; hat der Sturm dein Häumchen hieher gebeugt; suche es dorthin zu beugen, bis es wieder seine aufstrebende Mitte erreiche. Du

Hast dein Gedächtniß ermattet; bilde deinen Bestand! Du hast dem Scheine zu eifrig nachgestrebet, und er hat dich betrogen; suche das Seyn, für dich selbst; es kann dich nicht trügen. Unverdienter Ruhm hat dich verwöhnet; danke dem Himmel, daß du sein los bist, und suche den, der dir nicht geraubt werden kann, in eigenem Werthe. Nichts ist ehrwürdiger und edler, als ein Mensch, der, Trotz des Schicksals, in seiner Pflicht beharrt, und wenn er von aussen nicht glücklich ist, es wenigstens zu seyn verdienet: er wirds zu seiner Zeit gewiß werden. Die Schlangge der Zeit wechselt oft ihre Häute, und bringt dem Mann in der Hölle, wo nicht den fabelhaften Junoer auf ihrem Haupt oder die Rose in ihrem Munde, so doch Kräuter der Arznei zur Vergessenheit des Alten und zur Wiedererneuerung.

Die Philosophie ist reich an Mitteln, die uns über erlittene Unfälle trösten sollen; unstreitig aber

ist das beste Mittel dagegen; wenn sie uns stärkt, neue Uebel zu ertragen, und uns ein festes Vertrauen auf uns selbst mittheilt. Der meiste Schaden, der unsre Seelenkräfte schwächt, kommt von aussen; nun aber sind wir nicht die Gegenstände um uns her. Traurig ist's freilich, wenn einem Menschen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und Kostbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch keine Traube und Blume derselben anrühren mag; sie zerfallen ihm unter der Hand zu Asche, wie jene Sodomsfrüchte. Indessen ist Er doch nicht die Lage: er ziehe, wie die Schildkröte die Glieder ein, und sei was Er seyn kann und seyn soll. Je mehr er vom Erfolg seiner Handlungen wegstehet: desto mehr ruhet er in der Handlung; dadurch wird die Seele stärker; und belebet sich wie eine neuaufliegende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom fließen, welche fremde Theile er annehmen, und wo er endlich

verfliegen werde; sie strömt aus eigener Fülle, in
 unaufhaltsamer Bewegung. Was Andre uns von
 uns selbst zeigen, ist nur der Schein; er hat im-
 mer einigen Grund und ist nie ganz zu verachten;
 es ist aber nur der Widerschein in ihnen, der
 von ihrer eignen, oft zerbrochenen und düstern Ge-
 stalt zurückgespielt wird, nie unser Wesen. Laß
 das kleine Gebüsch um und über Dich kriechen,
 und sich äußerst bemühen, daß man dich für todt
 halte; sie wirken in ihrer Natur, wirke Du in
 der Deinen und lebe. Ueberhaupt hält uns unsere
 Brust, unser Charakter viel mehr und länger
 aufrecht empor, als alle Spitzfindigkeit des Kopfs
 und jede Verschlagenheit des Geistes. Im Her-
 zen leben wir, nicht in den Gedanken. Meinun-
 gen andrer können ein günstiger oder feindlicher
 Wind seyn in unsre Segel; Umstände können uns,
 wie das Meer die Schiffe, hier festhalten, dort
 gewaltig fördern; Schiff und Segel, Compaß,
 Steuer und Ruder sind aber doch unser. Ergraue

als

also nie wie der alte Eithonus, im Wahn, daß deine Jugend dahin sei; vielmehr fahre, mit neuerweckter Thätigkeit, täglich aus deinen Armen eine neue Aurora.

* * *

Noch sollte ich von dem unsern Zeiten so angemessenen größern Problem reden: ob auch Völker, Länder und Staaten veralten, oder sich wieder verjüngen können? und durch welche Mittel dies geschehe? Die Meinungen sind über diese Frage sehr getheilt, und da jede für sich Beispiele aus der Geschichte anzuziehen weiß: so zeigt eben diese Verschiedenheit der Antworten schon von der Unbestimmtheit der Frage. Was kann bei einem Volk, in einem Lande und Staate veralten? was kann, was soll bei ihm verjüngt werden? Ist es der Boden? die Luft? der Himmel? und wie werden diese ins Bessere oder Schlechtere verändert? Sind es Aecker, Wiesen, Wälder, Salzquellen

quellen, Bergwerke, Bäume? oder ist's ihre Verarbeitung, der Gewinn und die Anwendung ihrer Producte? Sind es diese allein, oder ist's der Mensch selbst, sein Geschlecht, seine Sitten, seine Erziehung und Lebensart, seine Grundsätze und Meinungen, seine Verhältnisse und Stände? Und wie werden diese verändert? Durch Aedern und Schriften, oder durch Einrichtungen und ein Zweckmäßig : fortgesetztes Handeln? Und welchen Zweck soll diese Veränderung erreichen? Den Ueberfluß Weniger? die Bequemlichkeit und Trägheit Vieler? oder die Glückseligkeit Aller? Und worinn bestehet diese? In Künsten und Wissenschaften? im Scheine oder im Seyn? in schwacher Aufklärung oder in wahrer Bildung? Alle diese und vielleicht mehrere Fragen müßten mit feiner Rücksicht auf Ort, Zeit und Umstände, mit Zusammenhaltung älterer Beispiele und ihrer Folgen erörtert werden, woraus sich alsdenn vielleicht ergäbe:

1) Daß Land und Volk nie oder sehr spät veralten; daß aber Staaten, als Einrichtungen der Menschen, als Kinder der Zeiten, ja oft als bloße Gewächse des Zufalls, glücklicher Weise Alter und Jugend, mithin eine immer fortgehende unmerkliche Bewegung zum Wachsthum, zur Blüthe, oder zur Auflösung haben.

2) Daß Menschen, oft einzelne Menschen diese Perioden verzögern oder befördern können, ja daß man sie meistens durch die entgegengesetzten Mittel befördere.

3) Daß wenn Kräfte im Streben sind, sowohl zur Blüthe als zur Auflösung, ihr Gang schneller sei und sich ihnen Alles zu assimiliren scheine, bis kleine Umstände, oft wiederum einzelne Menschen, dem Strom eine andre Richtung geben, die abermals ein Resultat der lebendigen Gegenwart der Dinge ist, ob sie gleich bisweilen eine Wirkung des Zufalls scheint.

4) Daß

4) Daß endlich, um jenen fürchterlichen Anzügen, die man Staatsumwälzungen nennet und die dem Buch der Menschenordnung ganz fremde werden sollten, zuvorzukommen, der Staat kein andres Mittel habe, als das natürliche Verhältniß, die gesunde Wirksamkeit aller seiner Theile, den muntern Umlauf seiner Gäfte zu erhalten oder wiederherzustellen, und nicht gegen die Natur der Dinge zu kämpfen. Früher oder später muß die stärkste Maschine diesem Kampf unterliegen; die Natur aber altert nie, sie verjünget sich periodisch in allen ihren lebendigen Kräften.

Die schüchterne Natur des Menschen, die immer mit Furcht und Hoffnung umgeben, oft ferne Uebel als gegenwärtig ahndet, und Tod nennet, was ein gesunder Schlummer, eine nothwendige, Heilbringende Erholung ist, betrügt sich meistens in ihren Weissagungen über Länder, und Reiche. Es schlafen Kräfte, die sie nicht gewahr wird; es
ents

entwickeln sich Fähigkeiten und Zeitumstände, auf die sie nicht rechnen konnte; gewöhnlich aber steuert unser Urtheil, wenn es auch wahr ist, zu sehr auf Eine Seite. „Soll Dies leben, sagt man, „so muß Jenes sterben,, ohne daß man bedenkt, ob nicht Beides leben und sich einander günstig mittheilen möge. Den guten Bischof Berkeley, der kein Poët war, begeisterte sein wohlthätiger Eifer für Amerika zu folgenden prophetischen Versen, die ich mit einer, wiewohl sehr freien Uebersetzung mittheile:

Verses on the Prospect of Planting
Arts and Learning in America. By the
late Dr. Berkeley, Bishop of
Cloyne. 1725.

The Muse, disgusted at an age and clime,
Barren of every glorious theme,
In distant lands now waits a better time,
producing subjects worthy fame;

In happy climes, where from the genial sun
And virgin earth such scenes ensue,
the force of art by nature seems outdone
and fancied beauties by the true:

In happy climes, the seat of innocence,
where nature guides and virtue rules,
where men shall not impose for truth and sense
the pedantry of courts and schools:

There shall be sung another golden age,
the rise of empire and of arts,
the good and great inspiring epic rage,
the wisest heads and noblest hearts.

Not

Not such as Europe breeds in her decay;
such as she bred, when fresh and young,
when heav'nly flame did animate her clay,
by future poets shall be sung.

Westward the course of empire takes its way;
the four first acts already past,
A fifth shall close the drama with the day;
Time's noblest offspring is the last.

Die Muse, matt der Gegend, matt der Zeit,
und matter noch des Ruhmes, den sie pries,
erhebt den Fittig schon, (noch ohne Flug,)
und suchet beßre Helden, bessern Ruhm,

In jüngern Gegenden der Erde, wo
Natur von Kunst, die Wahrheit von dem
Schein,
Genuß von Phantasie, von Mänken Kraft
und Unschuld noch nicht überwachsen ist.

Da suchet sie ein jungfräuliches Land,
zu stiften eine neue goldne Zeit,
in der das Gute groß ist, und der Ruhm
den Edelsten, den Weisesten nur frönt.

Ein jüngeres Europa suchet sie,
nicht das veraltende, mühselige,
wo Hof, Gericht und Schulen, Kirch' und Staat
ein einzger grosser Pedantismus sind.

O Muse, nimmst du Westwärts Deinen Flug?

Dort zu beginnen unsern fünften Act:

(Denn vier sind schon vorüber,) daß das Werk
der Zeiten ende mit dem schönsten Schluß?

So weissagte der gutmüthige Bischof, und
wenn seinem Geist anjehet ein Blick über das auf-
strebende Amerika würde: so würde er vielleicht
mit eben demselben Blick gewahr, daß auch in
den Armen seines alten Tithonus, Europa, eine
neue Aurora schlummre. Nicht vier, kaum drei
Acte sind im großen Schauspieler dieses auch jungen
Welt:

Welttheils vorüber; und wer sagt uns, wie oft noch der alte Tithonus des Menschengeschlechts sich auf unserm Erdball neu verjüngen könne, neu verjüngen werde?

60615165



